ERNST BARTHEL:
DEUTSCHLANDS UND EUROPAS SCHICKSALSFRAGE

Dieser geistreiche und temperamentvolle Aufsatz wird sicherlich nicht ohne weiteres die Zustimmung der gesamten Leserschaft finden, hier und da vielleicht zu lebhaftem Widerspruch herausfordern. Trotzdem freuen wir uns über diesen Beitrag des Kölner Gelehrten, denn jeder, der ernsthaft Politik treiben will, muß sich mit den hier erörterten Problemen gründlich auseinandersetzen. Wir sind gewiß, daß der Aufsatz von Barthel eine Fülle von Anregungen bietet und als Beitrag zur Klärung des West-Ost-Problems allenthalben Interesse finden wird. Erich Obst.

Obwohl man sich theoretisch der Einsicht nicht verschließen mag, daß wir durch den Weltkrieg die Schwelle eines neuen Zeitalters überschritten haben, dessen führende Gesetze nicht nach dem Prinzip der Trägheit aus den älteren Tendenzen abzuleiten sind, scheint die öffentliche Politik doch in der Wiederholung der vorweltkrieglichen Ideen ihre beste Weisheit zu finden. War damals das hauptsächliche Phänomen der Weltpolitik die Einkreisung eines übervölkerten Deutschland, dem so die Eruption aufgenötigt wurde, so sind wir heute trotz der mehr formalen als realen Einrichtung des Völkerbundes anscheinend keinen Schritt weiter gelangt. Im Gegenteil, die deutsche Übervölkerung ist schlimmer geworden, und der eiserne Ring ist enger angeschmiedet. Die Vorkriegspolitik in neuer Auflage kann nur einen Weltkrieg in neuer Auflage zur Folge haben, der zeigt, daß die Menschheit auch aus größten Ereignissen nicht zu lernen gewillt ist, wenn sie sich nicht durch Wiederholung einprägen. Es fehlt der Welt zur Zeit die neue führende Idee, die des Zeitalters würdig ist und eine derart sinnlose Weiterentwicklung ausschließt. Und doch existiert diese Idee und wird rechtzeitig wirksam sein, wenn sie großzügig in den Ländern Europas und bei seinen Politikern verbreitet wird. Nur durch Neuorientierung des politischen Denkens unter Zugrundelegung einer früher noch schlummernden Ost-West-Spaltung des sogenannten Abendlandes können die gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten in Deutschland und der übrigen Kulturwelt dauernd und mit Ausblick auf günstige Zukunftsentwicklungen behoben werden.

Dieser Satz bedarf der Erläuterung. Das Fortschreiten der Weltgeschichte von Neuem zu Neuem wird allzuleicht übersehen, wenn man die Beurteilung des Gegebenen unter veralteten Kategorien vornimmt, und, im Vertrauen gesagt, — die philosophischen Grundlagen, meist nur schwachbewußter Art, sind

für die Realität das Wichtigste und Grundlegendste. Die Kategorie, unter der wir die geschichtlichen Zusammenhänge immer noch zu sehr beurteilen, die eines „Abendlandes", hat aber eine interessante Wandlung durchgemacht, die uns auf die richtige Fährte bringen wird. Im Mittelalter (Spengler verzeihe, wenn man aus sehr guten Gründen diese Abgrenzung für wesenhaft hält) war das Abendland eine sozusagen europäische Einheit. Durch die Entdeckung Amerikas strömte von Westeuropa ein erobernder Kulturstrom über diesen westlichsten Erdteil, wodurch dieser schließlich zu einer wichtigen Abhängigkeitsfunktion angelsächsischen und romanischen Geistes wurde. Gleichzeitig geschah in Europa eine fortschreitende Zermürbung der kulturellen Einheit durch die Individualkräfte der Nationalismen, die besonders seit der französischen Revolution konvulsiv arbeitete und im Weltkrieg eine Zäsur schuf, wie sie seit dem Anbruch der Neuzeit niemals eingetreten war. Die gegenwärtige Sachlage ist durch die tief begründete Ausnahmsstellung Deutschlands im Zusammenhang der „Kulturnationen" gekennzeichnet. Ihr Sinn wird erst dann bewußt erfaßt sein, wenn eingesehen wird, daß Deutschlands Zukunftsaufgabe eindeutig im Osten liegt, und daß es dem Westen gegenüber eine Mauer des Vertrauens zu schaffen hat, die diesem ermöglicht, Deutschlands kulturelle Ausdehnung in östlicher Richtung als ungefährlich, ja als wünschenswert zu erkennen, damit eben die Politik aus der Sackgasse herauskommt, ohne daß der Weltkrieg sich wiederholt. Das Abendland ist als Einheit bereits untergegangen. Es spielt nur noch nach dem Gesetz der Trägheit in den menschlichen Gedächtnissen eine Rolle. In Wahrheit steht es im Begriff, sich zur Weltkultur zu erweitern, und zwar, indem vom östlicheren Europa aus, hauptsächlich von Deutschland, die Energien nach Asien zurückströmen, nachdem ihr Rohmaterial zur Zeit der Völkerwanderung von dort bezogen worden war. Die Schicksalsfrage Deutschlands und Europas besteht darin, ob und wie weit durch Zusammenarbeit der Kulturstaaten eine deutsche Ostpolitik realiter ermöglicht wird.

Um den grundlegend neuen, zeitgemäßen Leitgedanken einer künftigen Weltpolitik anschaulich klarzumachen, schlage ich vor, daß man sich die Erdoberfläche durch den Meridian der Beringstraße in eine östliche und westliche Halbkugel auseinandergelegt denke, die man entsprechend dem völkerpsychologischen Kontrast zwischen metaphysisch-östlich-passiven und naturbeherrschend-westlich-aktiven Grundtendenzen etwa durch rote und grüne Farbe gegensätzlich unterscheiden mag. Es zeigt sich, daß nur in Europa der Trennungsmeridian ein Kulturgebiet durchschneidet. Im übrigen verläuft er durch Meere und Wüsten. Sollte dies nicht der tiefere Grund sein, weshalb die Weltkultur sich im Mittelmeerbereich anbahnte, in Gesamteuropa erweiterte und nun von Europa aus den großen Schritt über das Ganze der Erdober-

fläche vollzieht? Die analogischen Konstruktionen Spenglers, der Mitteleuropagedanke Naumanns, die pan-europäische Schiefheit Coudenhove-Kalergis erscheinen unter diesem universalsten Gesichtspunkt als allzumenschliche Subjektivitäten, die nicht im Einklang mit dem tieferen Willen der Weltentwicklung stehen. Von Europa aus ist bisher die westliche Welt erobert worden und wird künftig auch die östliche erobert werden, wenn auch durch andere Methoden. Die Furcht vor dem Einfall mongolischer Völker in Europa ist aus dem Grunde ein Atavismus, weil gerade umgekehrt vom östlicheren Europa aus kulturstarke Energien nach Asien zu fließen beginnen werden, da dies praktisch der einzige Ausweg aus größten Schwierigkeiten bedeutet, die sich so lange wiederholen werden, bis der Weg beschritten wird. Die Nationalismen haben das Abendland auseinandergebrochen, wobei das Herbeiströmen der amerikanischen Hilfstruppen im Weltkrieg den bedeutsamen Ausschlag gab. Deutschland hat mit dem Völkerbund ebenso charakteristische Schwierigkeiten, die offenbar darauf beruhen, daß es vom Westen innerlich ausgeschieden wird, wenn auch schöne Phrasen dies verdecken. Es wird seinen rechten Weg gehen, wenn es sich mit seinem eigenen Willen in die Richtung seines Schicksals wirft: nicht mit dem Westen zusammen ein modifiziertes Abendland zu erneuern, das längst gestorben ist, sondern mit Beistimmung des Westens seine Arbeit in der Gegenrichtung zu leisten, wo sie notwendig ist und Nutzen verspricht.

Deutschlands Übervölkerung läßt sich durch keinen Malthusianismus eindämmen. Deutschlands Idee, daß es in der Welt eine gewisse Kulturmission zu vollbringen habe, ist in bewußtnationalen Kreisen ebenfalls unausrottbar. Sollte sich in diesen Gegebenheiten nicht eine Kraft ankündigen, die nur noch ihre Richtung nicht gefunden hat? Denn daß dem Westen gegenüber wesentliche Kulturleistungen oder Expansionen möglich seien, wird nur die weltfremde Naivität noch annehmen. Deutschland kann dem Westen nichts geben, das er wünscht, und es kann ihm nichts nehmen, was es braucht. Im Osten aber, — denken wir an welche Länder wir auch immer mögen, von Rußland und vom Balkan bis nach China, — besteht das dringende Bedürfnis, durch europäische Errungenschaften auf allen Gebieten befruchtet zu werden, und der Osten hat natürliche Reichtümer in großer Menge, die nur auf Erschließung durch Tatkraft warten. Was Deutschland braucht, kann ihm der Osten geben. Was der Osten braucht, kann Deutschland leisten. Die Zusammenarbeit zwischen Deutschland und dem Osten ist also ebenso vernünftig wie der Gedanke, ein Heil noch im Westen zu suchen, unvernünftig wäre. In Brasilien, Argentinien, Mexiko, Nordamerika ist der Deutsche Kulturdünger, der seine geistige Aufgabe verfehlt hat und im Laufe der Zeit nur im Angelsachsentum und Romanentum aufgehen kann. In Siebenbürgen, im Kaukasus, im Ural,

an der Wolga stehen dagegen verfrühte Vorposten eines kommenden Zeitalters, da Deutschland unter Garantie des Völkerbundes im Osten für sich und für die Welt nützliche Arbeit leistet. Noch aber hängen die Atavismen der Einstellung wie Bleigewichte an unsern Füßen, und gar mancher wird meinen, im Kampf zwischen dem Notwendigen und dem Möglichen werde nur das Mögliche siegen, und möglich sei die Ostorientierung aus vielen Gründen eben leider nicht.

Die Weltgeschichte wird durch den Zwang der realen Kräfte zeigen, daß Notwendigkeiten neue Möglichkeiten schaffen, und daß das Wort „unmöglich" im Lexikon einer kräftigen Politik nicht vorkommt. Wer es vorzieht, die einzige großzügige Aussicht auf eine gesunde Entwicklung der Welt wegen mancher Bedenken im Einzelnen preiszugeben, verwechselt Hauptsache und Nebensache, und er wird durch seine Bedenklichkeiten die Welt nicht fördern. Der große Staatsmann, den wir brauchen, wird Bismarcks Gedanken einer Zusammenarbeit mit dem Osten in neuer Form aufnehmen: nicht etwa, um für Kriege gegen den Westen um so ausgerüsteter zu sein, sondern um dort den Selbstzweck des Strebens zu finden, wobei Kriege gegen den Westen unter Garantie der ganzen Welt ausgeschaltet werden können. Der Vertrag von Locarno ist ein erster Schritt auf erfolgverheißender Bahn, wenn nämlich die Großzügigkeit eines neuen Strebens sich daran anschließt. Man hüte sich insbesondere vor irgendwelchen Aufwärmungen der mittelalterlichen Abendlandidee, die keine Weltweite umfaßt, und die in einer Gemeinsamkeit des Wirkens zwischen Deutschland und Frankreich jene wünschenswerte Harmonie glaubt gestalten zu können, die sich nur auf Grund der Erkenntnis der Verschiedenheit der Interessenrichtungen schaffen läßt. Frankreich sehe ein, daß seine Zukunftsinteressen hauptsächlich in Westafrika liegen, und daß es auf Grund einer Weltgarantie gegen Überfälle von Osten dem übervölkerten Deutschland den kulturellen Weg nach Osten erleichtern kann und muß, und zwar im eigenen Interesse, da nur diese Lösung einen Krieg nach allen Seiten vermeiden kann. Deutschland sehe mit gleicher Deutlichkeit ein, daß es die Pflicht hat, dem Westen gegenüber in dem Maße, als ihm die östlichen Tore geöffnet werden, Garantien zu bieten, die jeden Kampf um den Rhein, besonders um das Elsaß, ausschließen. Wenn der Völkerbund seine Aufgabe nicht mehr in einer unmöglichen Rückgängigmachung des Nationalismus, sondern in einer vernünftigen Lenkung der verschiedenen Nationalismen erblickt, wird er, indem er das Ost-West-Problem für Deutschland und Frankreich in den beherrschenden Mittelpunkt seiner Bemühungen stellt, mehr für den Weltfrieden tun als durch formale Paragraphen, denen die Realität unter den Füßen fehlt. Nicht formal, sondern materiell begründet müssen die Völkerbundsarbeiten sein. Über den frommen Wunsch einer Kulturge

meinschaft der Vereinigten Staaten von Europa oder eines polaritätslosen „Pan-Europa" wird der Weltgeist zur Tagesordnung übergehen. Die realen Kräfte werden diese Ideologien ad absurdum führen. Deutschland braucht den Weg nach Osten. Fehlt dieser Gedanke in einer Verbrüderungspolitik, so war das Programm kurzsichtig und ist undurchführbar.

Man mißverstehe nicht meine sympathische Stellung zu einer geistigen Gemeinschaft der Kulturvölker, insbesondere zu einer fruchtbaren Wechseldurchdringung deutscher und französischer Wesenselemente. Diese geistigen Dinge werden sich um so schöner vollziehen, wenn nicht die Einbildung besteht, daß es hier keine Gegensätze, sondern nur Gradunterschiede gebe. Deutsche und Franzosen sind in ihrem Fühlen, Wollen und Denken so konträr entgegengesetzt wie männliche und weibliche Charaktere, und genau so entgegengesetzt sind ihre vom Weltgeist gewollten politischen Expansionsrichtungen. Infolgedessen haben sie keine Ursache, sich am Rhein noch weiter aufzureiben, wie es ein Jahrtausend lang geschah, sondern sie werden recht gute Freundschaft haben können, wenn sie von vornherein wissen, daß ihr Wesen konträr verschieden ist, und daß ihre Politik ihre Interessen an ganz verschiedenen Stellen der Erde zu verwirklichen hat, wobei Kollisionen ausgeschlossen sind. Wer aber meint, der Graben zwischen Deutschland und Frankreich werde nivelliert werden, ist sehr im Irrtum. Nur auf Grund der eingesehenen Konträrstruktur Europas läßt sich eine europäische Einheit im Sinn einer polaren Gegensatzspannung erzielen. Das Goethesche Grundgesetz der Weltstruktur, die nur durch Polarität zustandekommende Totalität, erweist auch in der Gegenwartspolitik seine tiefe Bedeutung.

Deutschland ist seiner metaphysisch-gemüthaften Grundveranlagung nach ein wesentlich östliches Volk, dessen romantischer Sinn mit den mystischen Wirklichkeiten von Rußland über Indien bis nach China eine tiefe Verwandtschaft besitzt. Gewiß besitzt es durch die Zugehörigkeit zum ehemals „abendländischen" Kulturkreis starke westliche Kenntnisse, die es dem Osten eben zu vermitteln hat, wohingegen der Osten durch Deutschland hindurch den Westen geistig befruchten wird. Deutschland ist geradezu das Bindeglied zwischen östlicher und westlicher Menschheit. Es wird seine weltgeschichtliche Aufgabe in diesem Sinne nur lösen, wenn es seine Willensenergien nach Osten ausbreitet. Sonst wird es nur eine unliebsame Konkurrenz des Westens, die keine eigenen Werte und Ziele in sich trägt. Daß Deutschland vor dem Kriege eine Art verschlechtertes England gewesen ist, sonst aber kaum etwas, gehört zu den beklagenswertesten Irrtümern im „Erkenne dich selbst", die sich hoffentlich nicht mehr wiederholen. Die Rassenverwandtschaft ist viel weniger bedeutsam als die seelische Grundstruktur. Diese ist beim Deutschen und beim Engländer, abgesehen von wenigen Koinzidenzien, die aus der Rasse hervor-

gehen, grundverschieden. Deutschland ist ein idealistisches, romantisches, mystisches, metaphysisches, religiöses Phänomen, wenn man auf die letzten Gründe geht, England aber ist dies alles im allgemeinen nicht. Religiöse Überzeugungen sind im Westen stets nur importierte Ware, die zur praktischen Ethik wird. Das Metaphysisch-Mystische, der Nährboden aller schöpferischen Religiosität, lebt nur bei Ostvölkern. Sogar deren autoritative Gesellschaftsordnung läßt einen göttlichen Fatalismus als Leitgedanken erkennen, während der Westmensch auch die sozialen Zusammenhänge durch den Verstand beherrschen will.

Der Sozialismus in England und Frankreich ist dem Bemühen entsprungen, den Individualismus auch in den breiten Volksschichten zu fördern. Denn der Westmensch ist mit Leidenschaft Individuum, nicht etwa Kollektivwesen. Im Osten dagegen ist selbst der russische Kommunismus, so sehr er auch vom Westen ein paar gedächtnismäßige Schlagworte gelernt hat, ebenso autokratisch, unindividualistisch, fatalistisch wie das Zarentum oder die „barbarischen“ Gebilde in der Türkei, in Indien, in Persien, in China. Der Russe ist Ostmensch und wird auch durch den Bolschewismus nicht anders werden. Er braucht wie der Türke den Stiefel auf dem Nacken, damit er von der Existenz einer metaphysisch-fatalistisch gearteten Weltordnung einen fühlbaren Begriff erhält. Alles, was der Westmensch als „barbarisch“ bezeichnet, leitet sich aus dem Gegensatzbewußtsein zwischen eigenem Verstand und fremdem Fatalismus ab. Man kratze den Russen — und der „Barbar“ kommt zum Vorschein. Der Deutsche würde es sich wohl sehr verbitten, mit dem Russen unter ähnlichem Gesichtswinkel betrachtet zu werden, aber vom Westen aus gesehen spielt Deutschland eine merkwürdige Zwischenrolle, die zu erläutern bleibt. In Deutschland kämpfen die Sozialkräfte des Individualismus und des kollektivistischen Fatalismus wie in keinem Land der Welt. Daß Deutschland kein westliches Volk ist, sondern nur westliche Kulturelemente in sich enthält, ist dem sorgfältigen Beobachter völlig klar. In den Tiefen trägt es eine Verwandtschaft zum Gottesgnadentum östlicher Prägung, und — wer wollte behaupten, daß all diese Einstellungen falscher seien als die entgegengesetzten — sein edelster Wille geht auf Geistiges. Es will „Kultur“ statt der „Zivilisation“ des Westens, das heißt Erfüllung des Lebens mit Innenwerten. Mögen auch die landes- und stammesfremden Störungen im deutschen Geist heute mächtig sein: die deutsche Seele läßt sich zwar einschüchtern, aber nicht ausrotten. Sie wird in Wechselwirkung mit dem Osten wiedererstehen. Ein süd-westlicher Strahl der griechisch-römischen Mittelmeerkultur hat von Italien und Frankreich her Deutschland herrlich befruchtet und das Beste in seinen Großen freigemacht. Ein nord-östlicher Rassenstrom ist diesen Kräften der Mittelmeerkultur fremd geblieben. Seine Heimat liegt zum Teil

in Skandinavien, zum Teil in asiatischen Steppen, und stets ist ihm christliche Einstellung in den Gründen unverständlich geblieben. Der deutsche Sozialismus sogar ist etwas anderes als der Sozialismus des Westens, hat er doch zur Autokratie des altpreußischen Pflicht- und Gemeinsamkeitsbegriffs eine merkliche Verwandtschaft.

Aus alledem geht hervor, daß Deutschland mit den übrigen europäischen Völkern nicht ohne wesentliche Vorbehalte in einen Topf geworfen werden kann. Man schadet dem Verständnis der Wahrheit, wenn man die Kulturnationen Europas ohne Erkenntnis ihres qualitativen Urgegensatzes rein numerisch an den Fingern aufzählt („England, Frankreich, Deutschland" u. s. f.) und dieses kindische Verfahren auch unentwegt auf die praktische Politik überträgt. Der diese Zeilen schreibt, gehört zwei Völkern an, dem deutschen und dem französischen. Er darf annehmen, daß seine Einsichten nicht auch von einseitig erlebenden Geistern erworben werden können, die meist wiederholen, was ihre Volksgenossen auch meinen, was aber das andere Volk als objektiv falsch beurteilt. Und weil die hier gegebenen Urteile aus weitesten Horizonten erworben sind, möchte man wünschen, daß sie nicht mit üblichen Gemeinplätzen verwechselt oder gar durch sie kritisiert werden. Wer den Konträrgegensatz zwischen Ostvölkern und Westvölkern und die eigentümliche Rolle Deutschlands in diesem Gegensatz nicht eingesehen hat, kann sich meines Erachtens zu der hier gebotenen Idee nur als Lernender verhalten, — wenn auch das Nichtlernenwollen zu den kräftigsten Hemmungen der Weltgeschichte gehört, die es verhindern, daß der Weg unseres Geschlechts allzu vernünftig sich vollziehe. Die neue Wahrheit muß gegen die vorhandenen psychologischen Widerstände in Deutschland und in Frankreich reichlich vertreten werden, was ich zu meinen besten Zukunftsaufgaben rechne.

Ähnlich wie Deutschland haben auch Schweden und Italien wesentliche Tendenzen nach Osten. Daß ein Zusammenarbeiten zwischen Deutschland und Schweden im Bereich der Möglichkeit liegt, wird nicht bestritten. Italiens Realinteresse, die Vormacht im östlichen Mittelmeer zu werden, dürfte schließlich zu stärkerer internationaler Geltung gelangen als alle weniger wichtigen Streitigkeiten, und der Meridian zwischen Osten und Westen auf der Erdkugel deutet uns an, daß die Weltpolitik der Zukunft Konstellationen gebären muß, die in der Neuzeit zwischen Entdeckung Amerikas und Weltkrieg noch unmöglich waren. Halten wir diese „Neuzeit" mit Bestimmtheit für abgeschlossen. Was jetzt beginnt, ist ein neues Zeitalter, dessen führendes Gesetz aus realen Triebfedern erzwungen wird: die Ostwendung Deutschlands. Ob diese früher oder später, gutwillig oder widerwillig einsetzt, ist die Schicksalsfrage unserer Zeit. Von diesem Archimedischen Punkt aus betrachtet ist alles andere Folgerung.

ERICH OBST:

BERICHTERSTATTUNG ÜBER ERDUMSPANNENDE VORGÄNGE

Die Beherrschung des Weltrohstoffmarktes durch die Angelsachsen

Der amerikanische Handelsminister Herbert C. Hoover hat am 31. Oktober 1925 vor der Handelskammer in Erie (Penn.) eine in der ganzen Welt viel beachtete Rede über Rohstoffmonopole gehalten. Der Wortlaut dieser bedeutsamen Ansprache ist in den „Europäischen Gesprächen" (Januarheft 1926) veröffentlicht worden, Hoover selbst hat sich zu dem gleichen Gegenstand auch in den „Amerikanischen Stimmen" (1. Jahrgang, Heft 12) geäußert.

Worauf Hoover die Aufmerksamkeit vor allem lenkt, ist die mit Unterstützung verschiedener Regierungen zustande gekommene Monopolbewirtschaftung von Kautschuk, Kaffee, Seide, Salpeter, Kali, Chinin, Jod, Zinn, Sisalhanf, Quecksilber, Farb- und Gerbstoffen u. a. m. In keinem einzigen Falle, bemerkt Hoover, verfügt ein einzelnes Land ausschließlish über einen dieser Artikel, aber in vielen Fällen verfügen Länder über einen solchen in hinreichendem Maße, um, wenn sie in dieser Richtung mobilisiert werden, den Preis kontrollieren zu können. Vom politischen Standpunkt aus gesehen, sind diese Maßnahmen und ihre Auswirkungen mit Gefahren geladen. So lange der Außenhandel auf dem Feilschen und Handeln von Produzenten und Kaufleuten auf einem Markte beruht, dessen Grundlage das freie Spiel von Angebot und Nachfrage ist, solange berühren ihre Sorgen und Triumphe nicht die Temperatur der nationalen Empfindung. Aber im Augenblick, wo eine Regierung direkt oder indirekt Kontrollmaßnahmen festsetzt oder fördert, hat sie die Verantwortung für die Preise übernommen. Mögen diese Preise angemessen oder zu hoch sein, die Bevölkerung der Verbraucherländer kehrt ihre Aufmerksamkeit gegen die verkaufende Regierung, und die Angelegenheit wird bei allen Verbrauchern zu einer solchen der nationalen Erregung.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß der Ausgangspunkt der Hooverschen Betrachtungen der sogenannte Stevenson-Plan ist, mit Hilfe dessen die englische Regierung die Ausfuhr von Kautschuk aus Hinterindien und dem malaiischen Archipel eingeschränkt und die Preise wesentlich in die Höhe getrieben hat. Wir werden den hieraus entstandenen englisch-amerikanischen „Gummikrieg" in einem der nächsten Hefte der „Zeitschrift für Geopolitik" ausführlich zur Darstellung bringen. — Darüber hinaus aber handelt es sich um allgemeine Grundsätze in der Weltwirtschaft und Weltpolitik, die in Zukunft leicht allergrößte Bedeutung gewinnen können. Hoover selbst deutet dies in seiner Rede an, wenn er betont: „Wir könnten uns auch dazu bereden, unsere ganze traditionelle nationale Politik des freien Wettbewerbs als Grundlage der Produktion aufzugeben und die Errichtung von Zusammenschlüssen für unsere eigenen Produzenten gesetzlich zu regeln und zu fördern, um dergestalt uns an wehrlosen Konsumentennationen schadlos zu halten." Eine solche Monopolpolitik hält Hoover zwar für überaus bedenklich und schädlich, aber daß er sie überhaupt als letzten Ausweg andeutet, ist bezeichnend genug.

Dabei würde die nordamerikanische Union von solchen Praktiken gegebenenfalls noch nicht einmal besonders schwer betroffen werden, weil sie selbst über verschiedene, sehr wichtige Rohstoffmonopole verfügen kann. Wenn aber alle diese möglichen britischen und vereinsstaatlichen Rohstoffmonopole weiter ausgenutzt und wirtschaftspolitisch ausgebaut werden sollten, dann würden Großbritannien und die Union zusammen den Weltmarkt an wichtigen Rohstoffen derartig beherrschen, daß alle übrigen Staaten der Welt mehr oder weniger zu Hörigen des Angelsachsentums herabsinken müßten. In Anbetracht der Wichtigkeit dieser Tatsache halten wir es für erforderlich, die Behauptung mit Zahlen zu belegen. Selbstverständlich vermögen wir an dieser Stelle nicht irgendwie erschöpfend zu sein, aber auch schon die von uns getroffene Auswahl wird genügen, um das mögliche Weltrohstoffmonopol der Angelsachsen zu kennzeichnen und die der übrigen Welt von dieser Seite drohende Gefahr zu beleuchten.

In der Versorgung des Weltmarktes mit Nahrungs- und Futtergetreide (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais) haben sich die beiden angelsächsischen Riesenreiche namentlich in den letzten Jahren eine Stellung geschaffen, die unschwer zu einer maßgeblichen Beeinflussung des Preises führen kann. An Gesamtgetreide kamen im Mittel 1909/13 32,453 Mill. t auf den Markt; hierzu steuerte das Britische Weltreich 5,505 Mill. t (16,95 %), die Union 3,910 Mill. t (12,05 %) bei; zusammen machte die Ausfuhr aus der angelsächsischen Staatenwelt damals erst 9,415 Mill. t (29,0 %) aus.

Seit dem Weltkrieg aber ist die Vormachtstellung des Angelsachsentums wesentlich verstärkt worden.

1924	Mill. t
Weltgetreideausfuhr	35,072 (100 %)
Getreideausfuhr aus dem Britischen Weltreich	12,069 (34,41 %)
Getreideausfuhr aus U. S. A.	7,690 (21,92 %)
Gesamtgetreideausfuhr der angelsächsischen Welt	19,759 (**56,33** %)

Für den Weizen allein liegen die Verhältnisse noch krasser.

	Mittel 1909/13 Mill. t	1924 Mill. t
Weltausfuhr	17,644 (100 %)	22,390 (100 %)
Ausfuhr aus dem Britischen Reich	5,212 (29,54 %)	10,280 (45,90 %)
Ausfuhr aus U. S. A.	2,649 (15,02 %)	5,994 (26,78 %)
Gesamtweizenausfuhr aus der angelsächsischen Welt	7,861 (44,56 %	16,274 (**72,68** %)

Bei den Genußmitteln tritt die nordamerikanische Union mangels genügender Tropenländereien fast ganz zurück und überläßt in einigen Artikeln dem Britischen Weltreich die Führung allein. Von der Weltausfuhr an Kakao z. B. (1924: 506 294 t) bestritt das Britische Reich vor allem dank seiner Goldküsten-Kolonie nicht weniger als 306 351 t (**60,51** %). — Die Weltausfuhr an Tee betrug 1924 356 617 t; hiervon stammten aus dem Britischen Reich (Indien, Ceylon!) nicht weniger als 224 152 t (**68,47** %).

Beim Kautschuk liegen die Verhältnisse ähnlich. Das Britische Weltreich produzierte 1924 221 093 t (**51,81** % der Weltproduktion) und belieferte

den Weltmarkt mit 212 700 t (**52,12** % der Weltausfuhr). Durch die starke Beteiligung englischen Kapitals an den Gummipflanzungen in Niederländisch-Indien erhöht sich der britische Einfluß auf die Gummiproduktion noch erheblich, so daß man den Umfang der gesamten britischen Kontrolle auf über **60** % der Weltgummiproduktion schätzen darf. — Es versteht sich von selbst, daß bei einem derartigen britischen Übergewicht die anderen großen Kautschukproduktionsgebiete (Niederländisch-Indien, Brasilien) von den durch die Briten diktierten Preisen mehr oder weniger abhängig sind.

In bezug auf die Baumwolle tritt das angelsächsische Monopol wieder ganz scharf hervor. Es dürfte sich empfehlen, hier abermals die Zahlen für 1909/13 und für 1924 anzuführen.

	Mittel 1909/13 In 1000 t	1924 In 1000 t
Weltausfuhr	2 825,23 (100 %)	2 604,64 (100 %)
Ausfuhr aus dem Britischen Reich	738,58 (26,14 %)	977,85 (37,54 %)
Ausfuhr aus U. S. A.	1 955,47 (69,22 %)	1 510,07 (57,97 %)
Gesamtbaumwollausfuhr der angelsächsischen Welt	2 694,05 (**95,36** %)	2 487,92 (**95,51** %)

Den Wollmarkt der Welt beherrscht das Britische Reich wiederum allein. Auf den Weltmarkt gelangten 1924 insgesamt 764 930 t Rohwolle; hiervon stammten 517 830 t (**67,69** %) aus dem Britischen Reich, und zwar aus Australien 273 130 t (35,71 %), aus Neu-Seeland 123 570 t (16,15 %), aus Südafrika 84 980 t (11,10 %). Gegenüber diesen Zahlen spielt Argentinien mit einer Wollausfuhr (1924) von 127 570 t (16,68 %) eben doch nur die Rolle eines Produzenten zweiten Ranges, dem ein schlechthin entscheidender Einfluß auf den Weltwollpreis nicht mehr zusteht, sobald die englische Regierung ihre sämtlichen Wollkammern zu einheitlichen wirtschaftspolitischen Maßnahmen zusammenfaßt.

Wenden wir uns den Kraftstoffen zu, so erscheint das Leitmotiv des angelsächsischen Weltmonopols in neuer Variante. Die Weltförderung an Steinkohlen belief sich im Jahre 1924 auf 1 168,535 Mill. t. Hiervon lieferte das Britische Weltreich 327,757 Mill. t (28,06 %), U.S.A. 505,844 Mill. t (43,29 %). Zusammen erzeugten die beiden angelsächsischen Staaten mithin 833,601 Mill. t oder **71,35** % der Weltförderung! Diese Zahl wird um so mehr zu denken geben, als Großbritannien und U.S.A. zusammen über 61,77 % der (nachgewiesenen und wahrscheinlichen) Weltsteinkohlenvorräte verfügen und damit auch China (22,61 %) weit hinter sich lassen.

Hinsichtlich des Erdöls sind die Dinge weniger leicht zu beurteilen, weil sich Großbritannien finanziell entscheidenden Einfluß auf vielerlei außerhalb des britischen Staatsgebietes gelegene Reviere gesichert hat (Niederländisch-Indien, Persien!) und auch der amerikanische Einfluß weit über die politischen Grenzen seines Staatswesens hinausreicht (Mexiko!). Die nach politischen Territorien aufgestellte Statistik kann infolgedessen kein richtiges Bild bieten. Man wird vermutlich nicht fehlgehen, wenn man schätzt, daß die Vereinigten Staaten über rund 3/4 der Weltproduktion an Erdöl verfügen und das restliche Viertel im wesentlichen von Großbritannien bewirtschaftet wird. Über die Förderung der wichtigsten Erdölfelder unterrichtet die nachfolgende Zahlenreihe:

	1913 In 1000 Barrels	1924 In 1000 Barrels
Weltförderung	383 270 (100 %)	1 013 010 (100 %)
U. S. A.	248 000 (64,70 %)	718 000 (70,88 %)
Rußland	62 800 (16,38 %)	49 000 (4,83 %)
Mexiko	25 700 (6,70 %)	145 000 (14,31 %)
Rumänien	13,600 (3,55 %)	13 000 (1,28 %)
Niederländisch-Indien	11 200 (2,93 %)	15 000 (1,48 %)
Persien	1 900 (0,50 %)	30 000 (2,96 %)

Das Bild ändert sich nicht irgendwie wesentlich, wenn wir zum Schluß auch noch die Ausgangsprodukte der Schwerindustrie und Elektroindustrie in Betracht ziehen. Von der gesamten Roheisenerzeugung des Jahres 1924 (66,418 Mill. t) entfielen auf das Britische Weltreich 13.26%, auf U. S. A. 47,57%; beide angelsächsischen Staaten zusammengenommen lieferten mithin **60,83** % der Welterzeugung an Roheisen. — Zu der Rohstahlerzeugung der Welt steuerte im Jahre 1924 das Britische Reich mit 12.46%, U. S. A. mit 79.25% bei. Die angelsächsische Welt lieferte demnach **91,71** % von dem in der ganzen Welt erzeugten Rohstahl! — An der Hüttenproduktion von Rohkupfer waren beteiligt:

	1913		1924	
Europa	mit 193 000 t, d. i.	18,91 % der Weltproduktion	101 600 t, d. i.	7,58 % der Weltproduktion
Amerika	„ 710 700 „ „	69,59 % „	1 077 800 „ „	80.42 % „
Asien (Japan) . .	„ 66 500 „ „	6,50 % „	62 900 „ „	4,69 % „
Afrika (Katanga!)	„ 7 400 „ „	0,72 % „	85 500 „ „	6,38 % „
Britisches Reich .	„ 96 000 „ „	9,39 % „	33 700 „ „	2,54 % „
U. S. A.	„ 600 600 „ „	58,80 % „	808 400 „ „	60,30 % „
Gesamte angelsächsische Welt	mit 696 600 t, d. i.	**68,19**% der Weltproduktion	842 100 t, d. i.	**62,84**% der Weltproduktion

Bei diesen Zahlen ist jedoch zu berücksichtigen, daß auch die meisten Kupferhütten in Südamerika zum Bereich der Unionswirtschaft gehören. Das Angelsachsentum beherrscht daher den Weltmarkt an Rohkupfer in noch vielstärkerem Ausmaß; es dürfte über beiläufig 85—90% des gesamten Weltrohkupfers verfügen.

Die Zahlen sprechen eine eindeutige Sprache. Eine Auseinandersetzung zwischen dem Britischen Weltreich und der nordamerikanischen Union wird nicht allzu bedrohliche Formen annehmen, denn wenn U. S. A. in Bezug auf Kaffee, Kakao, Tee, Kautschuk, Wolle u. a. m. die Abhängigkeit vom Ausland und namentlich von Großbritannien lästig empfindet, so hat es in seinem Erdöl-, Baumwoll- und Kupfermonopol ein Mittel in der Hand, um allzu egoistischem Monopolbegehren Britanniens Einhalt zu gebieten. Gefahr und zwar große Gefahr für die ganze Welt der Verbraucherstaaten droht indessen aus einer Festigung und Ausgestaltung des Gedankens einer staatlich organisierten Monopolwirtschaft überhaupt. Schließen sich die Produzenten mehr und mehr zusammen, bewegen sie ihre Regierungen zu staatlichen Schutzmaßnahmen wie jetzt im Falle des Stevenson-Schemas, so wird es naturnotwendig schließlich zu einem Zusammenwirken der beiden größten Produzenten

der Welt kommen müssen: U. S. A. und Britisches Weltreich. Wie sehr dann die Verbraucherstaaten der Willkür des Angelsachsentums ausgeliefert wären, haben die obigen Beispiele gezeigt.

Wie wir oben betonten, denken die Führer der nordamerikanischen Union gegenwärtig noch nicht daran, auch ihrerseits zu einer staatlich geleiteten Rohstoff-Monopolwirtschaft überzugehen. Hoover verwirft den Gedanken ausdrücklich mit den Worten: „Solche Praktiken betrachten den Welthandel als in einer Atmosphäre von Zank und Streit sich abspielend, anstatt in einer solchen des friedlichen Zusammenwirkens.“ Sollte es aber der geplanten Weltwirtschaftskonferenz nicht gelingen, die staatlich geschützten Monopole aus dem Welthandel verschwinden zu lassen, so wird der Union vermutlich nichts anderes übrig bleiben, als zum Schutze ihres Wirtschaftsorganismus zu dem gleichen Mittel zu greifen. Die einheitliche Organisation der Verbraucherstaaten wäre alsdann die notwendige Antwort auf die Machenschaften der Monopolproduzenten. Wir stehen somit auch in dieser Beziehung an einem wichtigen Scheidewege. Gehört die Zukunft einem friedlichen und harmonischen Zusammenwirken aller wichtigen Wirtschaftsstaaten der Welt oder ist der Wirtschaftskrieg zwischen dem Angelsachsentum als Vormacht der Monopolproduzenten auf der einen und den Verbraucherstaaten der Welt auf der anderen Seite unvermeidlich?

K. HAUSHOFER:

BERICHT AUS DEM INDO-PAZIFISCHEN RAUM

Die beherrschende Bedeutung der Bevölkerungsfrage — abmeßbar nach dem Volksdruck auf der Flächeneinheit des Quadratkilometer und ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit, diesen Volksdruck zu erhalten — für jede Außenpolitik auf weite Sicht, und damit die Notwendigkeit, gesunde geopolitische Grundlagen für sie zu erhalten oder zu gewinnen, war Hauptgegenstand unseres Berichtes III.

Wie zutreffend seine Auffassung war, wird durch neuere Nachrichten aus Japan über den zögernden Vollzug der Welt-Arbeits-Bestimmungen der Washington-Konferenz von 1919 im gesamten Bereich der Monsunländer bekräftigt. Dabei ist aber gerade die amerikanische Presse vernünftig genug, in diesen Verzögerungen nicht nur den bösen Willen der farbigen Konkurrenz neu industrialisierter Wettbewerbsgebiete zu sehen, sondern dem Druck der Übervölkerung, den Einflüssen eines andersartigen Lebensraums Rechnung zu tragen.

Es genügt eben nicht, erhabene Sätze der Soziologie und ausgleichenden Wirtschaftswissenschaften auf das Papier zu stellen, um ihnen Weltgeltung zu verschaffen, sondern der schwierigere Teil des Werkes beginnt dann, wenn es sich darum handelt, zuzusehen, wie man die auf Papiergrund sehr leicht gleichförmig aufzureihenden Bauten mit dem gewachsenen Boden klimafremder und übervölkerter nationaler Wirtschaften in haltbare Beziehung bringt: gleichviel, ob es sich um die Durchführung des Achtstundentages, die Verhinderung von Nachtarbeit für Frauen und Halbwüchsige, den Schutz von

Frauen vor und nach dem Kindbett oder die Mindestgrenze für jugendliche Arbeiter handle.

Nach den Vereinbarungen hätten die Achtstundentag-Vereinbarungen am 1. 7. 1922, die Bestimmungen über das Mindestalter am 1. 7. 1925 vollzogen sein sollen. Dennoch konnte bei der siebenten Sitzung der Konferenz der indische Vertreter feststellen: „Infolge der Nicht-Ratifizierung der Beschlüsse durch Japan ist auch die indische Regierung verpflichtet, sich von der Ratifizierung zurückzuhalten. Wenn Indien nicht ratifiziert, wird auch China untätig bleiben. Das Zögern Japans, das als die fortgeschrittenste Nation in Asien erachtet wird, ist also die Ursache, daß Millionen von Arbeitern dort in ihrem gegenwärtigen Zustand von Elend bleiben müssen."

Schmerzlich getroffen von diesen Vorwürfen und von dem weiteren, daß der Vollzug des Verbots der Nachtarbeit von Kindern drei Jahre nach der Bewilligung (1923) und ein Jahr nach der Veröffentlichung (1925) des Fabrikgesetzes noch ausstehe, hatte der Abgeordnete Kiyose einen scharfen Angriff gegen die japanische Regierung geführt, aber von dem Premier Wakatsuki nur eine sehr unbefriedigende Antwort erhalten. Wir greifen aus ihr den Satz heraus: „. . . auch die anderen Staaten haben die Beschlüsse nicht so in Wirkung gesetzt, wie sie auf dem Papier stehen. Sie taten es . . . weil die Umstände in jedem Lande anders sind. Was auch immer die Konferenz an Entschließungen losließ: wenn sie nicht vereinbar mit den wirtschaftlichen Daseinsbedingungen der verschiedenen Länder waren, dann hielten die betreffenden Staaten es für unzuträglich, die Beschlüsse so ins Leben treten zu lassen, wie sie auf dem Papier standen. Und wenn Japan bis jetzt noch nicht alle diese Entscheidungen in Kraft gesetzt hat, so wünsche ich Ihnen zu verstehen zu geben, daß es Umstände gibt, die das einfach nicht gestatten — in Würdigung der gegenwärtigen Lage des Landes."

Tatsächlich ist in den Monsunländern überhaupt: in Indien, China und Japan, in Japan, dem am meisten industrialisierten mit der größten Bevölkerungsspannung aber am meisten, die augenblickliche Spannung zwischen Volksdruck und Ernährungsmöglichkeit so groß, daß sie sich ohne Explosion die Durchführung der Washingtoner Beschlüsse gar nicht gestatten könnten, auch wenn sie wollten. Ein Versuch, Zwang zu üben, würde nur der panasiatischen Bewegung Wind in die Segel führen, die ohnehin vom 15. bis 31. Juli eine Vorkonferenz, vom 1. bis 5. August eine Hauptkonferenz in Tokyo oder Nagasaki, unter den Auspizien der dortigen panasiatischen Gesellschaft durchführen wird, zu der ein Jahrbuch der Panasiatischen Gesellschaft, z. B. in einem Aufsatz von Isao Iwasaki, verheißungsvollen Auftakt gibt.

Die geopolitische Tatsache ist aber, daß auf dem nicht erweiterbaren Boden des Inselreiches am 1. 10. 1925 59 736 704 Menschen lebten, und am 1. 10. 20 55 963 053 gelebt hatten: also heute 6,7 % oder 3 773 651 mehr, rd. 750 000 im Jahr.

Daß die schon von der New York Times als „unpleasant phenomena" bezeichneten Probleme der japanischen Bevölkerungsspannung im eigenen Lande noch mehr Aufmerksamkeit erwecken, ist klar. Dr. S. Washio (im Transpacific) und Dr. Iwasaburo Takano [Kaizo (1926, XII)], Junnosuke Inouyé (Taiyo, XI 1925) haben die jüngsten Ergebnisse des japanischen Bevölkerungsvermehrungsproblems, der Ernährungsfrage und der soziologischen Folgen der

überstürzten Industrialisierung handlich zusammengefaßt; sie haben namentlich auf die auch sonst von der japanischen Bevölkerungswissenschaft, Soziologie und Anthropologie belegten großen Schwankungen in der Vitalität hingewiesen, die vor zwei Jahrhunderten bei einer Volkszahl von rund 30 Millionen fast völlig stabil geblieben war und nun eine so rasche Zunahme zeigt.

Immerhin ist auch die Ernährungsdecke gestreckt worden, aber nicht im gleichen Tempo, so daß — bei einem Durchschnittsbedarf auf den Kopf von 1,1 koku (1,8 hl) Reis — immer etwa 5 bis 6 Millionen Koku im Jahresdurchschnitt fehlten, die man jetzt aus Korea (4) und Formosa (1), dann Hinterindien herbeischafft, wo aber eben auch überall die Bevölkerung schnell anwächst.

Die Gesamtberechnungen gehen dahin, daß bei höchster wissenschaftlicher Ausnützung des Nährbodens — wenn es gelingt, das soziologische Problem des Zurückhaltens der kleinen Landwirte auf dem Land zu lösen — das Reich, das heute gegen 84 Millionen zählt, etwa 100 Millionen ernähren kann. Washio wird also recht haben, wenn er das Problem mehr ein soziales, als ein wirtschaftliches nennt. Jedenfalls hat die Industrialisierung die Todesrate, die vorher sehr niedrig war, gesteigert, und die an sich in der Rasse liegende Neigung zu Schwankungen in der Vitalität vielleicht überreizt, so daß, wie Takano nachweist, schon die Nachkriegs-Hochkonjunktur deutlich eine solche Schwankung hervorgebracht hat und erkennen läßt. Es ist aber klar, daß Japan, dessen geschlossener, gut überwachter Volkskörper solche Bewegungen ganz anders erkennen läßt, als China oder Indien, auch dafür geopolitisch als Manometer benützt werden kann und sorgfältig beobachtet werden muß.

Wie wenig die chinesische Republik — in ihrem gegenwärtigen Zustand eines Triumvirn-Streites um die Besetzung einer machtlosen Zentralregierung — zu solchen Beobachtungen geeignet ist, das beweist vielleicht am besten ein Verzweiflungsausbruch von H. G. W. Woodhead: „Die Wahrheit über die chinesische Republik (The truth about the Chinese Republic, Shanghai, 1926, 10,50 Dollar). Seit 23 Jahren als führender Pressemann in China, zuletzt Herausgeber des ganz vortrefflich informierenden China-Yearbook, hat Woodhead uns wirklich aus dem Eigenen etwas über China zu sagen, und wir wollen sein Gesamturteil über die Staatsruine von heute nicht vorenthalten:

„Die Chinesische Republik ist eine Sage. Sie wird nicht zur Wirklichkeit dadurch, daß sie die Fremden denselben Mißbräuchen und der gleichen Unsicherheit unterwirft, unter der die Chinesen selber unter der Faust ihrer Tuchuns (Militärbefehlshaber) gelitten haben. Seit dem Hingang von Yuan Shi Kai ist das Ansehen der Zentralregierung vollständig zusammengebrochen. Die Stellung der fremden Gesandtschaften ist geradezu pathetisch geworden. Sie hatten, aus praktischen Gründen und Zwecken, sich mit der Pekinger Regierung abzugeben, der allein die fremde Anerkennung zugebilligt war. Aber für alle praktischen Zwecke hätten sie ihre Proteste und Vorstellungen an diese Regierung gerade so gut gleich in den Papierkorb werfen können. Das chinesische Auswärtige Amt hat sie pflichtgemäß in Einlauf genommen. Aber es hat nicht die Macht gehabt, selbst wenn es den guten Willen hätte, Abhilfe für die fremden Beschwerden zu schaffen, oder gar Chinas Vertragsverpflichtungen zu erfüllen."

Neben einem solchen niederschmetternden Urteil eines Sachkenners, der atürlich auch sonst wertvolle Information bringt und zusammen mit Julian rnold und H. K. Norton in den Harris Foundation Lectures (Chicago) eine sselnde westliche Darlegung des Fern-Ostproblems geliefert hat, im Gegen-ıtz zu der östlichen Auslegung durch Graf Soyeshima und Dr. W. P. Kuo, ıögen wir als Beweis für die Zähigkeit Chinas die Rekordeinnahme von 1925 er chinesischen Zölle trotz Bürgerkrieg, Boykott und Sperre verzeichnen!

Der Handel suchte sich in dem riesigen Wirtschaftskörper andere Wege: as den Südhäfen Shanghai, Kanton, Hankau und Swatau entging, brachten n zweiten Halbjahr die Nordhäfen mehr ein. Natürlich leidet das solide eschäft unter den fortwährenden Machtschwankungen und der zunehmenden erländerung.

Für diesen geopolitischen Zug ist eine Auseinandersetzung Chang Tso ins im Namen der Mandschurei mit dem chinesischen Süden kennzeichnend, ber auch eine Rechtsverwahrung der Mandschurei gegenüber der Zentral-gierung und dem russischen Einfluß. Ihr wesentlicher Teil lautet:

„Die drei östlichen Provinzen (Fengtien-Mukden, Kirin und Heilungkiang) nd weder Vasallen von Peking, noch Tributträger. Die drei östlichen Länder nd ein autonomer Teil der chinesischen Republik und als solche zu gleicher ehandlung mit jedem andern Teilgebiet des Landes berechtigt. Aus dieser age fühlt sich die Verwaltung und Regierung der drei östlichen Provinzen ewogen, angesichts des jüngsten Laufes der Dinge eine Warnung an die ekinger Regierung zu richten, und eine Abschrift dieser Warnung, die dazu eigefügt wird, ist durch das Waichiaopu an den russischen Botschafter weiter-ıleiten. (!!)“

„Diese Warnung hat den Zweck: 1. zu bewirken, daß bei jeder Verhand-ıng mit dem russischen Botschafter oder seiner Regierung über die ostchine-sche Bahn die Regierung der drei östlichen Provinzen nicht nur befragt, ondern auf gleichem Fuß zur Beratung herangezogen werden muß. 2. Jedes bereinkommen zwischen der Pekinger Regierung und der russischen über die stchinesische Bahn ohne die Sanktion der drei östlichen Provinzen wird nicht nerkannt, sondern für null und nichtig erachtet. 3. Die drei östlichen rovinzen werden zu den Waffen greifen, falls die Pekinger und russische Re-ierung unabhängig über irgend ein Abkommen wegen der ostchinesischen ahn verhandeln.“

„Die drei östlichen Provinzen wahren sich das Recht, ein neues Verrech-ungssystem über den Anteil an der Bahnverwaltung zu verlangen ...“ (Da-ei werden gewisse zweifelhafte Gewinne der Sowjetmanager bloßgestellt.)

„Wir empfehlen diese Warnung Ihrer gefälligen Erwägung.“

Warnungen in so scharfer Tonart sind in China kürzlich viele hin und her-egangen, aber wenige brachten das starkgewordene Selbständigkeitsgefühl er Länder, namentlich des werdenden Pufferstaates der Mandschurei wischen Rußland, China und Japan so deutlich zum Ausdruck, wie die eben n Wortlaut wiedergegebene.

Wie schwierig die diplomatische Lage in der Mandschurei ist, und daß ier längst nicht mehr nur innerchinesische Fragen auf dem Spiele stehen — ie immerhin sogar in Kanton, im Streit der Yangtseländer unter der Führung on Wu Pei Fu, mit weiland Feng Yu Hsiangs Kuo-Min-Chun-Heeren — das

verriet vor kurzem eine Auseinandersetzung zwischen Baron Goto und Botschafter Vigdor Kopp, die in folgende Bemerkung des geopolitisch scharfsichtigen Sowjetsendboten auslief: „Die Sowjetbünde bedrohen die Interessen Japans im Fernen Osten nicht. Die nationalen Bedürfnisse Japans sind uns wohl bekannt, und wir beabsichtigen nicht, sie zu schädigen. Andrerseits nehmen wir es als sicher an, daß Japan ebenfalls beabsichtigt, unseren Interessen Rechnung zu tragen, und nicht beabsichtigt, unter dem Vorwand der Verteidigung eigener Interessen die Souveränität Chinas zu verletzen oder die freie nationale Entwicklung Chinas zu hemmen."

Im Zusammenhang mit solchen Schattenbildungen auf noch von der Sonne beleuchteten Gewitterwolken ist es durchaus wahrscheinlich, daß es japanischer Einfluß war, der zwischen den chinesischen Triumvirn das Abkommen zustande brachte, daß sich Chang Tso Lin im wesentlichen jenseits der großen Mauer verhalten, Wu Pei Fu mit den Shantungtruppen zusammen Peking einnehmen solle und daß die Regierungsbildung dann unter beider gemeinsamem Einfluß vor sich gehen müsse. Es würde der vorsichtigen, in letzter Zeit weit mehr konservativ als radikal in China auftretenden japanischen Politik und ihrer Erkenntnis von den gefährlichen Hintergründen der nordchinesischen Lage durchaus entsprechen. Wie sehr die Vereinigten Staaten auch hier beobachtend auf dem Posten sind, enthüllt doch H. K. Norton, wenn er seine Auffassung der Geschichte der Russen im Fernen Osten und ihrer Beziehungen zu China und Japan in den Harris Foundation Lectures niederlegt: „kein erfreuliches Bild!"

„Wenn sich nicht alle Voraussetzungen ändern, ist ein großer Krieg zwischen — Japan und Rußland (!) möglich, selbst wahrscheinlich." „Wir sollten uns klar machen, daß im Fernen Osten in diesem Augenblick ein verzweifeltes Wagespiel der Weltpolitik im Gange ist, für Amerika und Amerikas Interessen nicht minder mit Gefahren beladen, als jenes Wagespiel, das in Serajewo im Juni 1914 seinen Gipfel erreichte." So Norton.

Wir glauben, unsern Lesern gezeigt zu haben, daß man sich im Fernen Osten ganz anders klar über die gefährlichen Seiten des Spieles ist als bei uns, und daß man in größerm Stil an rechtzeitiger Entladung des Kraftfeldes arbeitet.

Zuweilen freilich spielen Kinder mit dem Feuer.

Wenn z. B. Herr Varenne, vom sozialistischen Abgeordneten Generalgouverneur von Indochina geworden, bei der Eröffnung seiner Generalräte wirklich der südostasiatischen Selbstbestimmungsbewegung seiner Heimatregierung unerwünschten Weihrauch gespendet und gesagt hat: „Wenn einst Frankreichs Sendung beendet ist, wird man sich wohl zu denken haben, daß es in Indochina nichts anderes hinterlassen will, als die Erinnerung seines Werkes. Frankreich hofft dann auf keine andere Beziehung, kein anderes Verhältnis zum Leben der Halbinsel, weder der Herrschaft, noch selbst der Beratung und Weisung. Die Völker, die von seiner Vormundschaft Gewinn gezogen haben, werden durch keine andern Bande mehr an Frankreich gebunden sein, als solche des Dankes und der Liebe . . ." — so liegt das zweifellos auf der Linie seiner sozialistischen Weltanschauung. Als ehrlicher Mann hat er wohl nicht anders sprechen können. Aber die benachbarten Besitzer reicher ausgebeuteter Tropenkolonien horchten erschreckt auf, und der französische Kolonialminister

err Léon Perrier, erbat Erklärung. 1922 sagte Monseigneur de Guébriant, postolischer Vikar von Yünnan: „Wenn es uns nicht gelingt, in fünf Jahren ne anamitisch-französische Mischkultur zu schaffen, wird Französisch-dochina wieder rettungslos chinesisch werden ..." 1926 verspricht ein sozial enkender Mann als Generalgouverneur seinen Bewohnern die Unabhängigkeit, enn Frankreich seine Sendung erfüllt habe. Ist wohl der fehlende Glaube n die Zukunft des französischen Kolonialreichs das verbindende Mittel?

Warum aber dann Mandate fordern, warum Andern das Ihre nehmen?

Da scheint uns Lord Readings Lebewohl an Indien ein würdigerer Ab-hluß. Gewiß: „Die Periode eines Vizekönigtums (fünf Jahre) ist eine sehr hmale Spanne Zeit im Leben Indiens ... dennoch wird diese Spanne als die egründung verantwortlicher Selbstregierung in Indien, wohl und treulich ge-gt, von dem Geschichtsschreiber verzeichnet werden!"

Durch schweren Wellengang, von den Nachwehen des III. Afghanenkrieges, er Höhepunkte der Gandhi-Bewegung, des Amritsar-Prozesses, schwerer ämpfe an der Nordwest-Grenze, in Wasiristan, der friedlichen Durchdringung ibets bis zur jüngsten Abschwächung der Swaraj-Bewegung durch die ationalpartei hat die kluge Hand Lord Readings das Fahrzeug der anglo-dischen Reichspolitik geleitet, bis er sein Steuer an Lord Irwin weitergeben onnte.

Die Abschiedsrede ist ein stolzer Rückblick auf eine über Erwarten ge-ückte Kompromißreihe: „Es war kein Unterschied im Ziel: wir waren alle emüht, dasselbe am Ende zu erreichen: Wohlfahrt und glückliches Gedeihen on Indien! Die Punkte der Übereinstimmung sind weit zahlreicher gewesen, ls die Punkte des Widerspruchs; so hat uns die Linie zu Ergebnissen von rößerer Bedeutung geführt, als im Wirbel politischen Widerstreits und der gitation anerkannt werden können." Sicher haben die von Lord Reading so irkungsvoll verfochtenen Reformen Indien auf den Weg der Verwirklichung ner vollkommeneren Einheit und zu einer größeren Fähigkeit geführt, „sein ationales Selbst auszudrücken". Sind die großen Richtlinien der britischen eichspolitik dabei wirklich immer dieselben geblieben? Das Ziel — fort-chreitende Verwirklichung verantwortlicher Regierung in Indien als untrenn-arer Teil des britischen Reiches, mit voller Selbstregierung — wird es nicht erhängnisvoll überschritten, wenn einmal an entscheidender Stelle nur ein lann von der gewiß an sich berechtigten soziologischen Weltanschauung von Ir. Varenne steht? Lord Readings Abschiedsrede ist jedenfalls eine Staats-ede von hoher Bedeutung und weiten geopolitischen Durchblicken gewesen, ürdig des Amtes, das heute vielleicht noch am meisten von Repräsentanten er weißen Rasse im indopazifischen Raum cäsarischen Schnitt von seinem räger fordert.

O. MAULL:
BERICHTERSTATTUNG AUS DER AMERIKANISCHEN WELT

Es mag zunächst das augenblickliche Wirtschaftsbild der Vereinigten taaten, mit dessen Skizzierung im letzten Heft begonnen wurde, hier weiter

gezeichnet werden. Es ist dabei unmöglich, alle Wirtschaftsdaten geopolitisc auszuwerten, und selbst wenn man nur den Versuch dazu wagen wollt müßte er zu Fehlschlüssen führen. Nur der so vielfältig in sich verschlu gene Wirtschaftsorganismus als solcher ist das Ernährungsorgan des staa lichen Raumorganismus, und die geopolitische Wertung eines Staates kan darum in wirtschaftlicher Hinsicht nur auf diesen bezogen werden. Nich erleichtert ein solches Verfahren mehr als eine Übersicht über die Entwic lung des Außenhandels, in dem sich ein gut Teil der wirtschaftlichen Wel geltung eines Staates konzentriert. Die Steigerung des vereinsstaatliche Außenhandels im Jahre 1925 gegenüber den Daten von 1924 redet eine übe zeugende Zahlensprache. Nach den Hauptwarengruppen geordnet, wies d Außenhandel der Union im Jahre 1925 im Vergleich zu 1924 folgende Wer auf:

	In Millionen $					
	Einfuhr			Ausfuhr		
	1925	1924	± 1924	1925	1924	± 192
Rohstoffe	1721	1236	+485	1414	1326	+ 88
Lebensmittel	929	947	— 18	892	966	— 74
Halbfabrikate	755	656	+ 99	662	611	+ 51
Fertigwaren	796	749	+ 47	1843	1588	+255
	4201	3588	+613	4811	4491	+320

Die Handelsbilanz ist zwar noch stark aktiv; allein sie hat gegenüber 192 in ihrer Aktivität nachgelassen, und der Überschuß der Ausfuhr ist v 903 Mill. Dollar auf 610 Mill. Dollar zurückgegangen. Besonders die star Steigerung der Rohstoffeinfuhr um ungefähr 40% hat diese Wandlung b dingt. Mehr als die Hälfte der Mehreinfuhr an Rohmaterialien fallen dab auf Kautschuk. Auch Wolle, Rohseide, Jute und Zinn haben wesentlich Anteil daran. Zugleich sind die Ausfuhrwerte nicht in dem gleichen Ma angewachsen wie die der Einfuhr. Der Gesamtausfuhrwert des Getreides i von 434 Mill. Dollar auf 352 Mill. Dollar infolge der unergiebigeren Ern zurückgegangen. In dem ganz erheblichen Rückgang der Ausfuhr tierisch Produkte zeigt sich dagegen die Konkurrenz der sich wieder entwickelnde oder immer weiter entwickelnden übrigen Weltweideländer, der sich wied erholenden ost- und südosteuropäischen Viehwirtschaft ebenso wie der Sü amerikas, besonders Argentiniens und Süd- und Mittelbrasiliens, die ei stets größere Bedeutung und zugleich Markt gewinnen. Lediglich die Ko servenausfuhr hat diesen Rückgang nicht mitgemacht. Die bedeutendste Ste gerung in der Ausfuhr kommt den Fertigwaren zu, unter ihnen besonders d Maschinen und den Erzeugnissen der Automobilindustrie, weniger denen d Eisen- und Stahlindustrie.

Im Laufe eines Jahres sind Verschiebungen in der Bedeutung der einzeln Absatzgebiete im allgemeinen nicht sonderlich auffällig. Um so mehr will besagen, daß Südamerika seine sich stets steigernde Wertung als Konsumtion raum für amerikanische Waren auch in dieser kurzen Spanne erkennen lä

und damit die immer wachsende allgemeinamerikanische Wirtschaftsverknüpfung zeigt. Während 1910—1914 nur 5,6 % der vereinsstaatlichen Gesamtausfuhr dorthin gingen, stieg ihr Anteil in den Jahren von 1921—1925 auf 5,8 %. Von 1924 auf 1925 wuchs die Ausfuhr nach Südamerika von 6,8 % auf 8,2 % des Gesamtexports. Die Ausfuhr nach dem übrigen Nordamerika hielt sich dagegen in dem längeren und in dem kürzeren Zeitraum die Wage, die nach Afrika und Ozeanien zeigte eine schwache Zunahme, während die nach Asien gegenüber dem Vorjahr nicht unwesentlich zurückgegangen ist. Nur in der längeren Zeitspanne läßt sich das gleiche, nur in sehr viel erheblicherem Ausmaße, auch für Europa erkennen. Von 1910/14 bis 1921/25 sank der prozentuelle Anteil des europäischen Konsums an vereinsstaatlichen Gütern von 62,3 % auf 52,7 % der nordamerikanischen Gesamtausfuhr. Allein dieser Rückgang der Marktbedeutung Europas für die Union hat seinen Abschluß noch nicht gefunden. 1924 belief sich der nach Europa gehende Anteil des vereinsstaatlichen Exports auf 53,3 %, 1925 auf 53,1 %.

So wuchtig auch einzelne Wirtschaftsdaten der Union dastehen mögen, so geschickt auch die Vereinsstaaten die verminderte Kaufkraft der alten durch die Erschließung neuer Absatzgebiete wettzumachen vermögen, so steht doch die Union nicht so unantastbar und nicht so weltbeherrschend da, wie es noch vor ganz kurzer Zeit schien. Die Wirtschaftsübersicht vom Jahre 1925 zeigt schärfer, als das bisher auffiel, auch Schwächelinien der amerikanischen Wirtschaftsstruktur. Besonders die bedeutende Zunahme der Rohstoffeinfuhr lehrt die stets abnehmende Autarkie am besten, mit der sich ein Nachlassen der Aktivität der Handelsbilanz in immerhin schon empfindlicher Weise paart. Mehr als ein Einblick in die Struktur dieses Wirtschaftsorganismus ist das freilich nicht. Etwa daraus auf die nächste oder gar auf die spätere Entwicklung des über so gewaltige Kräfte verfügenden Wirtschaftswesens schließen zu wollen, wäre gewagt, wäre sogar grundfalsch. Denn das für den Handel arbeitende Amerika samt seinem Außenhandel selbst ist nur ein Teil des wirtschaftenden Amerika. Seine geopolitische Wirtschaftsgeltung ruht heute zu einem nicht geringen anderen Teil, wie an dieser Stelle schon mehrfach dargelegt worden ist, auf seiner Kapitalkraft und Kapitalinvestierung draußen in der Welt.

Weil diese Stellung jung und mitten in den Wirren des Weltkriegs erworben ist, beschäftigt die *Regelung der Schuldenfragen* immer intensiver die amerikanische, besonders die *amerikanisch-europäische Politik*. Die Verhandlungen mit *Frankreich* dürften beim Erscheinen dieses Berichts einen für Frankreich günstigen Abschluß gefunden haben, da die voraussichtliche Mehrbelastung Frankreichs eine für diesen Staat leicht tragbare sein dürfte. Dir Ratifizierung der *italienischen Schuldenregelung* schien dagegen infolge Mussolinis, vom italienischen Standpunkt wohl verständliche und gesunde, aber den europäischen Frieden bedrohende, Mittelmeerpolitik eine Zeitlang in Frage gestellt zu sein. Im Innern ist ein ernstliches Mühen um eine Wiedergutmachungspolitik, um die schließliche Regelung der Rückgabe des von den Vereinigten Staaten beschlagnahmten deutschen Privateigentums ebenso erkennbar, wie die Union an einer endlichen Befriedung Europas, freilich nicht zuletzt aus wirtschaftsegoistischen Gründen volles Interesse hat. Aus dem letzten Grunde wird die Hypernervosität Amerikas ge-

genüber den immer wieder neu auftauchenden Spannungen unter den euro
päischen Staaten wohl verständlich. So ist der Houghtonbericht zu werte
und politisch-psychologisch zu erklären. Er bricht den Stab über Europa
sieht die Lage für hoffnungslos an, weil dieses von Krise zu Krise taumelnd
und politisch gärende Europa, dessen Wirtschaft sich längst noch nicht vo
dem Krieg und den Wirren der Nachkriegszeit erholt hat, nicht dem ameri
kanischen Ideal eines Absatzgebiets und Anleihemarktes entspricht. Er über
sieht dabei Kräfte, die sich allenthalben, freilich vielfach im Widerstreit mit
einander, regen und sich darum zunächst zu keiner gedeihlichen Entwicklun
kommen lassen.

Europa scheint für den Vereinsstaatler in jeder Phase seiner gegenwärtige
Entwicklung etwas zu Problematisches, um nicht zu sagen, Unheimliches a
sich zu haben; denn immer wieder wird von der Union der Weg der Ab
kehr und der Zurückhaltung, wenn auch nur in Einzelfragen und abschnitts
weise, beschritten.

Das hoffnungslose Verflattern des „Geistes von Locarno", das der Referent fü
Europa im letzten Heft so trefflich skizziert hat und im vollen Einklang mi
seiner früheren Prognosenstellung fand, hat in Amerika nicht nur „befremdet"
wie es gewöhnlich heißt, sondern scheint zu äußerster Vorsicht gegenübe
Europa wieder einmal gemahnt zu haben. Die ablehnende Stellung gegen
über dem Völkerbund ist dadurch nur wieder verschärft worden; hat sic
ja doch in Genf gezeigt, daß der Völkerbund nichts anderes als das Spiegel
bild der europäischen politischen Wirrnisse ist, in die sich zu allem Ueber
fluß und unkluger Weise auch ein nichteuropäischer Staat, Brasilien, rech
aktiv hat hineinziehen lassen. Die Union wünscht gerade im Gegensatz z
diesem Schritt Brasiliens nichts sehnlicher, als eine egoistische Neutralitä
gegenüber solcher fruchtlosen Uneinigkeit in Europa zu wahren. Das geh
besonders klar hervor aus ihrer Stellungnahme zu den geplanten Vor
verhandlungen über die Teilnahme der Vereinigten Staaten an dem Welt
gerichtshof. Die Einladung des Generalsekretariats des Völkerbunds an di
Regierung der Vereinigten Staaten zu einer Teilnahme an einer Konferen
von je einem Vertreter der dem Haager Schiedsgericht angehörigen Staate
zwecks Beratung über die Vorbehalte, die der amerikanische Senat für de
Beitritt der Vereinigten Staaten zum Weltgerichtshof gemacht hat, hätte vo
vornherein mit einer sehr kühlen Antwort rechnen müssen. Sie ist abgelehn
worden. Coolidge hat sich dahin geäußert, daß die Vorbehalte für sic
sprächen und als völlig undiskutierbar betrachtet werden müßten. Ihre Er
örterung in Genf übersteige die Kompetenz der Regierung, die an die Senats
beschlüsse gebunden sei. Bleibt der Völkerbund seinem bisherigen Vorgehe
treu, so ist zu erwarten, daß Amerika auf eine Mitwirkung am Weltgerichts
hof verzichtet. Das Grundmotiv für ein solches Beiseitestehen ist die Furch
der Union, mit einer Aufnahme von Verhandlungen auch mit den übrige
Problemen des Völkerbundes verwickelt zu werden.

Die Weiterentwicklung dieses ganzen Fragenkomplexes auch nur andeute
zu wollen, wäre im höchsten Grade verfrüht. Denn nichts zeigt klarer a
die Vorgänge in Genf und ihr noch schwer durchschaubares Nachspiel, da
der Völkerbund sich einer Reform, einem Umbau, vielleicht in kontinentale
Sinne nähert. Die erdgebundenen Kräfte scheinen auch hier nach dem rela

iv kurzfristigen Versuch einer universalistischen Durchführung die Herrschaft an sich reißen zu wollen. Der Völkerbund will sich erdteilhaft, natürlich im Sinne der großen Kultur- und politischen Erdräume, sagen wir ruhig, nach geopolitischen Räumen gliedern. Das geopolitische Schwergewicht zerrt in beachtenswertester Weise an dem Bau einer an sich universalen Idee; und dieser ganze Prozeß ist ein gar vortreffliches Beispiel, wie eine universal gedachte Organisation sich anschickt, sich in einzelne erdgebundene Organismen aufzulösen, denen dann vielleicht ein wirkliches Leben zukommt. Es ist ein Vorgang, wie er im Ablaufe der Weltgeschichte unzählige Male beim Zerfall oder bei der Aufgliederung unter der Führung einer universalistischen Idee zusammengeraffter Erobererreiche beobachtet werden konnte. Es ist ein Vorgang, dessen weitere Verfolgung mit beitragen kann zur Klarstellung des Unterschiedes zwischen politischer Organisation und politischem Organismus, oder, wenn ich dafür im letzteren Falle die schärfere und vor allem die Sache treffendere Terminologie anwende, politischem Raumorganismus. Bis jetzt deutet sich allerdings dieser gewaltige Prozeß, der aber schon längst vor Bestehen des Völkerbundes die Staaten zu großraumgebundenen Komplexen zusammengefaßt hat, nur durch ein paar einzelne Symptome an. Das eine ist die so oft betonte Isolierungstendenz der Vereinigten Staaten von Amerika, die in der Monroedoktrin ihren frühen, aber noch lange nicht wirkungslosen Vorläufer hat. Das zweite ist das französische Regionalsystem, das in Briand seinen Wortführer gefunden hat. Es ist vielleicht selbst wieder dazu verdammt, in eine organisatorische Sackgasse zu geraten, wenn dabei angestrebt wird, für jeden Kontinent einen besonderen Rat zu schaffen, der sich mit der Frage der Sicherheit, der Entwaffnung und des Schiedsgerichts befassen soll. Sicher würde dadurch die Vollversammlung in Genf, der nur noch der Sinn einer höchsten Schiedsgerichtsinstanz bei Konflikten zwischen den einzelnen kontinentalen Räten zugebilligt wird, eines guten Teils ihrer Macht entkleidet werden. Der Weg nach der regionalen Gliederung hin ist wohl dabei am klarsten angedeutet; es wird nur dabei übersehen, daß sich die Welt, selbst auf kurze Zeit, nicht organisatorisch in positiv befruchtender Weise aufgliedern läßt, sondern raumorganisch entwickelt. Viel mehr Bedeutung kommt daher genau wie dem ersten auch dem dritten Symptom zu, der Anspruchsanmeldung eines südamerikanischen Staates auf einen ständigen Ratssitz.

Mit einer gewissen Geringschätzung und einer noch viel größeren offenbaren Verkennung der Bedeutung des Vorgangs ist mehrfach davon geredet worden, daß das Veto Brasiliens, „eines einzelnen südamerikanischen Staates", den „Willen Europas" zu durchkreuzen vermochte. Wer so Kritik übt, vermag nur richtig die heutige Schwäche im organisatorischen Bau des Völkerbundes aufzudecken. Er denkt aber sonst nur europazentrisch und vermag das Spiel der Weltkräfte nicht im geringsten zu werten. Er übersieht, daß kein größerer Erdraum heute so rapide aufsteigt wie gerade Südamerika, richtiger noch Lateinamerika. Mögen europäische Intrigen die Haltung Brasiliens mitbedingt haben oder nicht, das ist hier relativ gleichgültig. Das Grundmotiv ist doch die Anmeldung der Großmachtsansprüche Brasiliens bei der Welt, mag sie heute und vor allem auch in der Form begründet sein oder nicht. Auch gerade an der Art des Anspruches kann man mit der Kritik ansetzen und mit gutem Recht

an dem schließlichen Erfolge zweifeln. Brasilien, wenn auch die größte und in mancher Hinsicht die stärkste Macht Lateinamerikas, ist doch nicht dessen Vormacht und Wortführer, mindestens heute noch nicht zu einem solchen bestellt. Das hat sehr klar der Appell an den brasilianischen Botschafter und nach der Entscheidung, die relativ scharf gehaltene Erklärung gezeigt, zu der sich die übrigen dem Völkerbund angehörigen lateinamerikanischen Staaten, Chile, Kolumbien, Kuba, Guatemala, Nicaragua, Panama, Paraguay, die Dominikanische Republik, Venezuela, Uruguay und San Salvador, zusammengefunden haben. Brasiliens Anspruch wird damit zunächst zu einer aus dem eigensten Interesse gestellten Forderung; und doch erhebt sich Brasilien, wenn auch eigenmächtig und darum nicht unangefochten von den übrigen lateinamerikanischen Staaten, zum Wortführer Lateinamerikas. Denn in seiner Schlußerklärung hat Mello Franco eine zahlreichere und gerechtere Vertretung Südamerikas im Völkerbund ganz eindeutig verlangt. Noch viel durchsichtiger hat aber der brasilianische Konsul in Bremen, Henrique Schüler, das eigentliche Leitmotiv des brasilianischen Vorgehens aufgedeckt: „Brasilien ist die jüngste Großmacht, ist es auch ohne Völkerbund. Trotzdem muß es um die politische Anerkennung dieser Stellung kämpfen." Und noch ein Wort seiner Erklärung wirkt perspektivenhaft und bestätigt damit die oben erkannten Leitlinien der Entwicklung: „Das Veto des Vertreters Brasiliens in Genf war ein Warnungsruf der amerikanischen Volksseele gegen den Europäismus, der glaubt, daß ihm die Weltherrschaft gehöre." Brasilien wird auch damit wieder zum Wortführer Südamerikas. Allein, es wird um diese Stellung genau so wie um seine beanspruchte Großmachtstellung nicht lediglich gegen den Europäismus, sondern auch in Lateinamerika und in der ibero-amerikanischen Welt überhaupt selbst kämpfen müssen.

Denn der brasilianische Anspruch ist nur ein Teil des Ganzen, repräsentiert nur, ohne offensichtlichen Willen des Ganzen, den Anspruch des gesamten Lateinamerikas. Abseits von dem Versuch Brasiliens, einen ständigen Ratssitz zu erlangen, hat der Völkerbund in einzelnen lateinamerikanischen Staaten wieder neue Sympathien gewonnen, so z. B. in Argentinien. Das bedeutet anderweitig wieder eine Annäherung an Europa, die zur Zeit aber auch besonders stark in der Richtung der ibero-amerikanischen, vor allem spanisch-amerikanischen Verkettungen gepflegt wird. Schon im vorletzten Heft wurde auf die Bedeutung der Überfliegung des Atlantik durch den Major Franco aufmerksam gemacht; E. Obst hat dann noch einmal die Kulturtat im Sinne des hispano-amerikanischen Zusammenschlusses im letzten Heft gewürdigt. Diese Politik der lateinamerikanischen Verwandtschaftsidee zieht weitere Kreise. Immer mehr fühlt sich die ibero-amerikanische Staatenwelt samt ihren Mutterländern als eine höhere Einheit, und sie sieht in Spanien ihre moralische Vormacht. Das wurde jüngst deutlich in Worte gefaßt bei der feierlichen Übergabe des Geländes für eine ibero-amerikanische Ausstellung in Sevilla an Portugal und Argentinien. Außer dem König von Spanien waren bei diesem Akt die gesamten diplomatischen Korps der spanisch-amerikanischen Staaten und der Gesandte Portugals anwesend. Spanien seinerseits hat allen Grund, mit dieser Erneuerung der Bindungen zufrieden zu sein. Gewinnt es doch so moralisch einen guten Teil von dem zurück, was es einst territorialpolitisch eingebüßt hat. Der brasilianisch-spanische Handelsvertrag

auf der Basis der Meistbegünstigung, dem als solchen keine höhere praktische Bedeutung zur Zeit zukommt, da besondere Vergünstigungen im Verkehr mit Brasilien nur Argentinien und die Vereinigten Staaten für frisches Obst genießen, ist auch nichts anderes als ein Akt der Freundlichkeit von ähnlicher Art.

Trotz aller Verbrüderungstendenzen gibt es in Amerika nach wie vor noch zwei politische Bebenzonen, die das politische Interesse nun schon seit Jahren wach halten. Die eine ist die von Tacna—Arica. Dieser Grenzlandkonflikt stellt heute ein schwer durchschaubares Wirrsal dar. Anfang März ist ein Angebot der Vereinigten Staaten, die Vermittlung zwischen den streitenden Parteien übernehmen zu wollen, wenn beide von dem Volksentscheid absehen wollten, zunächst von Chile günstig beurteilt, aber von Peru schroff abgelehnt worden. Ende März kam dann aus Washington die offizielle Mitteilung, daß beide Staaten die Vermittlung annehmen wollten, wenn die Vorbereitungen für das Plebiszit davon nicht berührt würden. Zwischendurch war aber in Chile viel Neigung, die Frage vor den Völkerbund zu bringen, was selbstverständlich einer groben Brüskierung des amerikanischen Schiedsrichters gleichkäme. Unmittelbare Vergleichsverhandlungen haben unter dem Vorsitz von Kellog begonnen. Der lösende Modus scheint noch nicht gefunden zu sein.

Die zweite Bebenzone ist das nördliche Grenzland der lateinamerikanischen Welt, Mexiko, in seinem ständigen Gegensatz zur Union. Das neue Landgesetz, das eine Reinigung von dem Ausländertum bezweckt, ist der Konfliktstoff. Es besagt, daß Ausländer keinen Grundbesitz innerhalb eines Gürtels von 100 km von den Landgrenzen und 50 km von der Küste besitzen oder erwerben, noch in dort ansässigen mexikanischen Gesellschaften Teilhaber sein dürfen. Von diesen Bestimmungen werden vornehmlich die vereinsstaatlichen Interessen an den mexikanischen Petroleumländereien hart betroffen, und der Kampf um die Auslegung und Milderung des Gesetzes geht zwischen den beiden Staaten hin und her. Geopolitisch ist von besonderem Interesse, daß Mexiko sich mit einer Grenzzone zu umgeben sucht, die von ausländischem Besitz frei bleiben soll.

Letzte Nachrichten, die im nächsten Heft zur Besprechung kommen: Die japanische Unterwanderung in Lateinamerika wird neuerdings wieder von Mexiko und Brasilien begünstigt. — In Kolumbien wurde Miguel Abadia Mendez zum Präsidenten gewählt. — Kanada sucht sich wie die Union gegenüber Europa zu isolieren.

GEORG HASENKAMP:
ALPENBAHNPROBLEME UND FASCHISMUS

Der Anspruch Italiens auf die periadriatische Wasserscheide als die „natürliche Grenze" seines Gebietes und die Art, wie das faschistische Italien diesem Anspruch zu verwirklichen strebt, hat ein altes Verkehrsproblem in verschärften politischer Beleuchtung wieder akut werden lassen: das der schweizerischen Ostalpenbahn.

Aus Tageszeitungen und Fachblättern[1]) ist bekannt, daß Italien an den Bau einer Stilfserjochbahn, die mit einem 14 km langen Tunnel unter diesem Paß hindurch das Veltlin mit dem Vintschgau verbinden soll, ernsthaft herangehen will. Mailand auf der einen Seite, auf der anderen München würden einander, bei Fortsetzung der Linie über das Reschenscheideck ins Inntal, durch dieses bis Imst und dann über den Fernpaß, allerdings um etwa 140 km näher gerückt, als das über den Brenner der Fall ist, aber die wirkliche Bedeutung der Bahn, die an sich auf Rentabilität wohl nicht zu rechnen haben würde, liegt offensichtlich auf rein strategischem und politischem Gebiet. Wie es einst beim Bau der Stilfserjochstraße (1820—1825) Österreich auf eine bessere Verbindung mit seinen lombardischen Besitzungen ankam, so will sich jetzt Italien seine tiroler Erwerbungen fester angliedern. Als Nebenwirkung verspricht es sich dabei bemerkenswerter Weise von der zum Bahn- und Tunnelbau sowie zum Ausbau der Wasserkräfte heranzuziehenden großen Menge italienischer Arbeiter auch Fortschritte in seinen Verwelschungsbestrebungen des deutschen Landes.

Aber auch die Schweiz empfindet die strategische „Stelvio"-Bahn als gegen sich gerichtet und fühlt sich bedroht. Mit Recht, denn das faschistische Italien bezeichnet die italienisch sprechenden Teile der Schweiz und deren über die periadriatische Wasserscheide hinüberragenden Gebietsteile noch weit ungehemmter, als das früher geschah, als „unerlöst" und als natürliches italienisches Gebiet und läßt auch jenseits der Grenze seine Propaganda betreiben. Mit zwei, nach Bedarf auswechselbaren oder auch sich gegenseitig verstärkenden Prinzipien vornehmlich versucht Italien seinem machtpolitischen Begehren ein Mäntelchen scheinbarer Berechtigung umzuhängen. Da ist das schon erwähnte Wasserscheidenprinzip, das selbst von tüchtigen italienischen Geographen geradezu fanatisch als wissenschaftlich begründet verfochten wird. Daß es längst und zwar von den wuchtigeren Gründen der Tatsachen widerlegt ist, ficht diese Herren nicht an.[2]) In einem so breiten und immerhin ziemlich durchgängigen Grenzgürtel, wie es die Alpen sind, bilden sich nämlich — und

haben es tatsächlich getan — eigene Paßländer und Paßstaaten aus.[3]) So wurde Tirol das Paßland des Brenners, die Schweiz das Paßland des Gotthard und neben, später in ihr war wiederum Graubünden das Land der Bündner Alpenpässe. So kräftig ist das Streben, über die Pässe überzugreifen, die eben nicht Scheiden, sondern Verbindungen bedeuten, daß die Staatenbildung auch über Sprach- und Volkstumsgrenzen hinwegschreitet. In Tirol freilich ist hüben und drüben gleich deutsches Land und die Wasserscheidengrenze ein vollständiger Widersinn, am Gotthard aber erwies sich die zusammenfassende Kraft des Paßlandes über die Sprachscheide hinweg, die hier der Paß tatsächlich ist, als das Wirksamere, und Graubünden vereinigt Deutsche, Romanen und Italiener in seinen verschiedenen Tälern dank der verbindenden Kraft seiner Pässe.

Zwar greift Italien (außer in den Seealpen gegen Frankreich) auch gegen die Schweiz gelegentlich über die Wasserscheide hinüber, so im Valle di Lei und im Spöltal bei Livigno. Allerdings hört man davon weniger von italienischer Seite, aber ohne Zweifel würde hier das zweite Prinzip seine Dienste tun: Die Täler werden von italienisch sprechenden Menschen bewohnt, also von Italienern und gehören daher zu Italien. Es soll zwar keineswegs verschwiegen werden, daß Ettore Tolomei in Bozen, der wildesten Irredentisten einer, vorschlug, diese nicht sehr bedeutenden übergreifenden Stücke an die Schweiz abzutreten, wofür er allerdings so bescheiden war, das Bergell, das Puschlav und das Münstertal zu verlangen. Dafür schenkte er dann großzügig der Schweiz das Vorarlberg! — Neben dem weit gegen das Veltlin vorspringenden Puschlav ist das der Etsch zugewandte Münstertal den Italienern allerdings, besonders auch bei ihrem Bahnprojekt, ein Dorn im Auge, und so meint Tolomei von letzterem: „Die wenigen Einwohner (ungefähr 1500) sind alle ladinischer Sprache, also auch Italiener".[4])

Selbst in seinen gewaltigsten Erhebungen wirkte der Alpenkamm nicht völkerscheidend, diesseits wie jenseits des Montblanc wird französisch gesprochen, in Courmayeur so gut wie in Chamonix, und diesseits wie jenseits des Monterosa deutsch, in Macugnaga und manch anderen Orten seiner Süd- und Ostseite so gut wie in Zermatt. Gegen solch unbequeme Tatsachen hilft aber das Wasserscheidenprinzip, mit dem man ganz Deutsch-Südtirol vergewaltigt. Das Tessin jedoch liegt nicht nur auf der italienischen Seite der Wasserscheide, sondern wird auch von italienisch sprechenden Menschen bewohnt! — Italien ist bereit, es zu „erlösen". Mag auch bei unliebsamen Faschistenzwischenfällen im Tessin[5]) der Ministerpräsident und Außenminister offiziell die völlige Harmlosigkeit Italiens der Schweiz gegenüber erklären — die Schweizer vergessen nicht, daß der Abgeordnete Mussolini den Gotthard für die natürliche Grenze Italiens erklärt hat. Und sie tun gut daran. Denn von den „drei

unerlösten T“ ist nach der „Erlösung“ von Triest und Trient nur noch das Tessin übrig geblieben.

Aber weiter: auch die Italiener vermögen sich nicht dem Gesetz zu entziehen, daß der Besitz der einen Seite eines Passes auch die der anderen wünschenswert macht; in diesem Falle aus rein machtpolitischen Erwägungen heraus und aus der inneren Notwendigkeit des Imperialismus auf dem begonnenen Wege fortzuschreiten. Wie wurde am Rhein von Frankreich die Flußgrenze gepriesen — und Brückenköpfe und Ruhrgebiet besetzt, zumindest jenseitige Streifen entfestet und neutralisiert. Wie wurde von Polen ein Korridor als Lebensnotwendigkeit gefordert — um dann zu dem Verlangen überzugehen, das ganze durch ihn abgetrennte Gebiet, Ostpreußen und Danzig, müsse nun auch polnisch werden. Wie wird die Wasserscheide gelobt — bis man oben steht und dann findet, daß ein vorgelagertes Glacis zu ihrem Schutze notwendig ist. Es haben sich bereits bei den Faschisten entsprechende Anzeichen bemerkbar gemacht.[6]) Sogar schon der Schweiz gegenüber. Hier fand man, daß das Rhätoromanische — angeblich — nur ein italienischer Dialekt, die Leute, die ihn sprechen, also Italiener seien und infolgedessen samt ihrem Land zu Italien gehörten. Die Faschisten glauben der — übrigens maßlos übertrieben dargestellten „Verdeutschung“ des Tessins sowohl wie Graubündens entgegenwirken zu müssen und mischen sich mit ihrer Propaganda tatsächlich in diese innerschweizerischen Angelegenheiten.[7])

Denkt man wohl auch den Gedanken zu Ende? Wenn wirklich Italiens Wünsche sich erfüllen würden, was sollte Frankreich hindern, mit denselben Ansprüchen auf die französische Schweiz hervorzutreten? Und was würde aus der deutschen? — Der Faschismus hat ja noch viel zu „erlösen“. Nizza, Savoyen und Korsika, Tunis und Malta. Aber Frankreich und England erscheinen wohl doch noch zu stark, — man „erlöst“ lieber erst einmal bei den Kleinen und Schwachen. Ein Glied in dieser Kette also soll die Stilfserjochbahn werden. Man hofft mit ihr — wie man ebenso freimütig wie irrig erklärt — gleichzeitig die schweizerische Gotthardbahn und den deutschen Hafen von Hamburg zu ruinieren. Hamburg kann das wohl gelassen abwarten, die wenn auch kaum wirtschaftlich, strategisch und politisch aber tatsächlich bedrohte Schweiz setzt zum Gegenzuge an.

Seit dem Bau der Gotthardbahn hat die Ostschweiz ein Anrecht auf eine in ihrem Bereich die Alpen überquerende Bahnlinie, über deren Linienführung jedoch heftiger Streit entbrannte. Es kommen drei Übergänge in Frage: der Splügen, der Bernhardin und die Greina, während der „schräge Durchgang“ der schweizerischen Adriabahn[8]), ein Plan, der eine zeitlang vor dem Kriege betrieben wurde, heute als überholt außer Betracht bleiben kann.

Am heftigsten wogte der Kampf um Splügen und Greina; das Bernhardin

Projekt nimmt eine mehr vermittelnde Stellung ein. Es ist nicht zu leugnen, daß die Splügenroute trotz gewisser technischer Schwierigkeiten und dadurch bedingter höherer Anlagekosten an sich die von der Natur vorgezeichnete idealste Nord-Südroute durch die Ostschweiz darstellt. Durch ihre Verwirklichung würden auch die lokalen bündnerischen Bedürfnisse bestens gefördert, die gesamtschweizerischen allerdings noch weit schlimmer gefährdet. Vor allem die Landesverteidigung, die durch einen auf italienischem Boden mündenden Splügentunnel buchstäblich durchlöchert würde. Beim Simplon ist dieser Fehler zum Leidwesen der schweizerischen militärischen Stellen schon gemacht worden, und die Kanonen von Iselle sprechen eine eindringlich warnende Sprache. Dabei wäre nach den örtlichen Verhältnissen der Splügentunnel noch weit gefährlicher. Überzeugend ist die Sachlage von schweizerischer militärischer Seite schon vor dem Kriege dargestellt worden und mit Gründen, die heute mehr denn je Gültigkeit haben, das Splügenprojekt zugunsten der Greinaroute bekämpft worden.[9])

Der mit italienischem Gebiet so unglücklich verzahnte Verlauf der schweizer Südgrenze läßt jeden der schweizer Zipfel, vor allem das Tessin, wie von italienischen Zangen umfaßt erscheinen und gefährdet auch die starke Gotthardstellung durch die Möglichkeit einer Umgehung, die sie wertlos machen würde. Die Splügenbahn vollends ohne Chiavenna, das seinen Namen als Schlüsselort so zutreffend trägt, in schweizer Händen wäre vom schweizer Standpunkt eine strategische Unmöglichkeit. Es muß daran erinnert werden, daß dieser, für die Schweiz so ungünstige Grenzverlauf sich erst durch dauernde Verluste im Lauf der Geschichte herausgebildet hat. Die Täler Val d' Ossola und Val d' Antigorio gingen nach vielem Hin und Her freilich schon 1515 nach der Schlacht von Marignano endgültig verloren, die Gebiete von Chiavenna und Bormio sowie das Veltlin jedoch erst 1797 und 1815 durch unglückliche Politik Graubündens.[10])

Dem Splügen gegenüber bietet der Greinaweg den großen Vorteil, daß er weit mehr im Innern des schweizer Cebietes und entfernter von den gefährlichen italienischen Flankierungen verläuft. Er vereinigt sich bei Biasca mit der Gotthardroute und knüpft das Tessin mit einem weiteren Band fester an Nord- und Ostschweiz, so dessen gefährdete Lage wesentlich mildernd. Daß der Bau dieser Linie etwa fünf Millionen Franken weniger verschlingen würde als die Splügenbahn, wozu weitere Ersparnisse hinsichtlich der Befestigungsanlagen kämen, wäre ein weiterer Vorteil. Beide Linien aber wären in Normalspur zu bauen.

Anders verhält es sich mit dem Bernhardin. Für diesen käme Anschluß an das Rhätische Bahnnetz, also Schmalspur, in Frage. Der Bernhardinweg steht in jeder Beziehung vermittelnd zwischen den beiden anderen. Er hat

mit der Greina den Vorteil gemein, auf die Gotthardlinie — etwas oberhalb Bellinzonas — auszumünden und so der besseren Sicherung des Tessins zu dienen, anderseits ist er mehr geeignet als die Greina, besonderen Wünschen Graubündens zu entsprechen, auf dessen Gebiet die Linie bis nahe an die Gotthardstrecke verläuft, allerdings schon erheblich peripherischer als die Greinalinie, aber doch ungleich gesicherter als das schon im Tunnel die Grenze querende Splügenprojekt.

Diesen Mittelweg des Bernhardins, als Schmalspurbahn zugleich den billigsten, dessen Zufahrtstrecken schon bis Thusis einerseits, bis Misox anderseits reichen, nur noch einen Gebirgsweg von 60 km zwischen sich lassend, will nun die Eidgenossenschaft zunächst ausbauen, um der italienischen Stilfserjochbahn wenigstens mit dieser Linie zuvorzukommen. Für die große Ostalpenbahn frage bedeutet die schmalspurige Bernhardinbahn allerdings nur einen vorläufigen, wenn auch wertvollen, Ersatz. Graubünden wird seine lokalen Bedürfnisse durch sie soweit befriedigt finden, daß es seiner Vorliebe für die allzu gefährliche Splügenbahn entsagen kann und damit einem späteren Ausbau der Greinalinie die Bahn freimacht, der allein im wohlerwogenen gesamtschweizerischen Interesse liegt.

Die neue Bahnlinie, für die natürlich elektrischer Betrieb vorgesehen ist, würde Chur als Ausgangspunkt haben, wohin als Zufahrt nicht nur die bisherigen internationalen Schnellzüge aus dem Westen über Zürich durchgeführt, sondern auch ohne Berührung dieses direkte Züge aus Deutschland über die badische Schwarzwaldbahn von Mannheim, über die württembergische Bodenseelinie, sowie über die bayrische, von München—Lindau her, geleitet werden sollen. Schnellzüge der neuen Bahn sollen dann die Reisenden nach Bellinzona führen, das die aus dem Osten kommenden wesentlich schneller als bisher erreichen würden. Über Bellinzona hinaus aber soll die Bahn mit eigener Linie nach Locarno und von dort über die Centovalliroute nach Domodossola an der Simplonbahn laufen und so eine äußerst bedeutsame Querverbindung zwischen dem rhätischen Netz, der Gotthard- und Simplonbahn herstellen. Daß sie dabei zuletzt auf italienisches Gebiet übertreten muß, wird der Schweiz besonders schmerzlich sein. Die neue Bahn würde also die zunächst kürzeste Verbindung München—Mailand—Genua ergeben, und die beiden letztgenannten Städte sollen aus ihrem eigenen Interesse heraus das Projekt begrüßen. (München—Chur 325 km, Chur—Mailand über Bernhardin 209 km, zusammen 534 km; München—Mailand über Brenner—Verona 605 km.)

Beim Bau der Gotthardbahn (1872—82) hatten sich s. Z. die drei interessierten Staaten, Deutschland, Schweiz, Italien, friedlich zu diesem Kulturwerk vereint; beim Bau der Simplonbahn (1898—1906) war es der Schweiz möglich, im Interesse der besterscheinenden Linienführung einzuwilligen, den Süd

usgang des Tunnels auf italienisches Staatsgebiet zu legen; heute, im Zeichen es Völkerbundes, sieht die Schweiz ihre Neutralität und ihr Staatsgebiet so chwer bedroht, daß sie die traditionelle Rücksicht auf den internationalen Durchgangsverkehr zugunsten einer nationalen Eisenbahnpolitik, die in erster Linie den Interessen ihrer Landesverteidigung strategisch zu dienen hat, zu-ückzustellen sich gezwungen sieht. Einer Durchlöcherung dieser Verteidigung urch einen auf italienisches Gebiet ausmündenden Alpentunnel kann sie heute icht mehr zustimmen. Das faschistische Italien mit seinen offenen Annexions-elüsten und seinem gegen die Schweiz gerichteten strategischen Stilfserjoch-ahnprojekt hat diesen Zustand verschuldet. Nüchterne Erwägung aber sollte u der Frage führen, ob das wirtschaftlich so darniederliegende Europa es ich leisten kann, Unsummen in unwirtschaftlichen strategischen Konkurrenz-nternehmungen zu verschwenden, statt in einheitlichem Zusammenwirken virtschaftlich produktive Werte zu schaffen. Wo die Schuld liegt, daß das icht möglich ist, ist jedem objektiv Denkenden klar. Wie ein Witz der Ge-chichte aber mutet es an, daß die Schweiz zur Abwehr gegen Italien den Bernhardin mit einer Bahnlinie versehen muß, denselben Bernhardin, über den 1818—23 hauptsächlich mit dem Gelde des Königs von Sardinien die Fahrstraße erbaut wurde, da dieser Monarch sich einen Alpenpaß sichern wollte, der nicht im habsburgischen Machtbereich lag.

An dem heutigen Kampf um die Ostalpenbahn aber erkennt man mit be-sonderer Eindringlichkeit — und z. T. deshalb wurde die Frage in einiger Ausführlichkeit behandelt — wie sehr beim Bau von Verkehrswegen politisch-geographische Interessen die rein verkehrsgeographischen zurückzudrängen ver-mögen, denen zu dienen sie doch in erster Linie berufen wären.

Literatur

1) Z. B. Münchner Neueste Nachrichten Nr. 323 vom 22. 11. 1925, „Der Kampf um die Alpenbahnen". — Geogr. Zeitschrift, 31. Jahrg., Leipzig 1925, Heft 1, Geogr. Neuigkeiten, S. 42, wo die Bernhardinbahn allerdings versehentlich ins Inntal geleitet, aber auch das Problem nicht klar herausgestellt wird.

2) Vergl. auch die objektiven Untersuchungen der Frage von J. Sölch: Die Auffassung der „natürlichen Grenzen" in der wissenschaftlichen Geographie. Innsbruck 1924. — Die Brennergrenze — eine natürliche Grenze? Tiroler Heimat, Nr. 5/6, Jänner 1924. — Geograph. Kräfte im Schicksal Tirols. Mitt. d. geograph. Gesellsch. Wien, 1923, S. 13 bis 45.

3) Fr. Ratzel, Politische Geographie, 2. Aufl., München 1903, S. 809 ff., 808. — A. Penck, Die Österr. Alpengrenze, Stuttgart 1916. Besonders Abschnitt I u. II. — R. Sieger, Die neuen Grenzen in den Alpen. Ztschr. d. D.-Ö.-A.-V., Band 54, München 1923, S. 89 ff., bes. S. 95 ff., 99. — A. Haushofer, Paß-Staaten in den Alpen. Masch. Diss. München 1924.

4) H. A., Der Faschismus und die Schweiz. Schweiz. Monatshefte für Politik und Kultur, 2. Jahrg., Zürich 1922, Heft 9, S. 419 ff., bes. S. 427 ff., sowie andere einschlägige Aufsätze und Mitt. in dieser Zeitschrift.

5) H. Lautensach in Zeitschrift für Geopolitik, I. Jahrg. 1924, Heft 7, S. 444.

6) A. Dresler, Italien und die Herrschaft im Mittelmeer. Ztschr. f. Geopolitik, 2. Jahrg., 1925, Heft 4, S. 241 ff., bes. S. 244. — Mussolinis Drohrede v. 6. 2. 1926.

7) So Mussolini 1921. Vergl. Dresler, a. a. O., S. 244. — Vergl. auch H. Ammann, Die Bevölkerungsentwicklung der italienischen Schweiz. Schw. Monatshefte f. Politik und Kultur, 4. Jahrgang 1924—25, Heft 5/6, S. 287 ff.

8) F. Heiderich, Die Schweizer Adriabahn. Peterm. Mitt., 57. Jahrg., 2. Hbd., Gotha 1911, S. 198 f. im Anschluß an R. Gelpke, Eine schweizerische Adriabahn, Basel 1910.

9) Schweizerische Alpenbahnen. Ihre Bedeutung für unsere Unabhängigkeit, Landesverteidigung und Volkswirtschaft. Von einem schweiz. Offizier. Bern 1912. — Eine eingehende Besprechung findet sich in Schweiz. Monatsheft. für Politik und Kultur, 4. Jahrg., 1925, Heft 11, S. 710 ff.

10) Für das Historische vgl. W. A. B. Coolidge, The Alps in Nature and History. London 1908.

GOTHEIN:
DIE WIRTSCHAFTLICHE VERSORGUNG ITALIENS IM KRIEGSFALL

Der italienische Faschismus erscheint heut Vielen als eine ernstliche Be-rohung des Friedens. Verhöhnt er doch alle pazifistischen Bestrebungen, elbst den Völkerbund, in dessen Rat die italienische Regierung sitzt; den Ver-rag von Locarno, unter den Mussolini seine Unterschrift gesetzt hat. Er ver-pottet die nach Genf einberufene Abrüstungskonferenz nicht nur mit Worten, ondern noch stärker mit der Tat durch eine starke Vermehrung seiner Streit-räfte. Die italienische Regierung und ihre Presse — eine unabhängige Presse ibt es in Italien nicht mehr — werden nicht müde, die Befreiung der noch unerlösten Gebiete" in Frankreich, der Schweiz, Jugoslawien, selbst in dem nglischen Malta zu fordern. Das allerdings vorwiegend italienisch besiedelte Tunis in französischer Hand ist ihnen eine brennende Wunde. Für seinen Ge-burtenüberschuß verlangt Italien weitere Kolonien. Die amtliche Sprache, die Italien gegen schwächere Staaten führt, ist brutal und verletzend. Das, ebenso wie die unwürdige Behandlung seiner deutschen und slawischen Minder-heiten, schafft Konfliktsstoffe, allermindestens eine starke Spannung der Geister. Das Auftreten gegen Fiume wie gegen Griechenland, als in Korfu ein italie-nischer Offizier einer Räuberbande zum Opfer fiel, stellten ebenso wie ihr Ver-halten im Dodekanes ausgesprochene Friedensverletzungen dar. Das Säbel-rasseln Wilhelms II. erscheint als harmloses Theatergeschwätz im Verhältnis zu den aufreizenden kriegerischen Reden, die Mussolini an die faschistischen Organisationen hält.

All das läßt die Erörterung der Frage angezeigt erscheinen: Ist Italien in der Lage, seine gefährlichen Expansionsbestrebungen ohne starke Verbündete, also aus eigener Kraft, durch Krieg durchzu-setzen? Es genügt dazu nicht der Hinweis darauf, daß Italien das bisher nie gekonnt hat. Die Mächte, mit denen es in Krieg geraten war, blieben — von der Türkei abgesehen — ihm gegenüber stets Sieger. Die Niederlagen, die ihm Österreich noch 1866, ja selbst im letzten Weltkrieg beibrachte, wurden nur durch die Siege seiner Verbündeten wett gemacht. Heute hat sich die Lage aber völlig verschoben: Österreich und Deutschland sind heute wehrlos, Jugoslawien und Griechenland wesentlich schwächer als Italien; ersteres zählt noch nicht ein Drittel, letzteres etwa ein Fünftel der italieni-schen Bevölkerung.

Freilich weder Frankreich noch erst recht nicht England dürften künfti
geneigt sein, Italien einen Freibrief auszustellen, die Schwächeren zu überfallen
wie sie das s. Zt. beim Tripolisunternehmen getan haben, und Rußland ver
möchte ihm bei der Schwäche seiner Flotte und der Sperrung der Dardanellen
keine wesentliche Hilfe zu leisten. Mußte doch auch Mussolini das Korfuaben
teuer schleunigst abbrechen, als ihm England zu verstehen gab, daß es andern
falls seine Flotte dorthin entsenden würde.

Brauchten diese Mächte doch auch nicht einen langen und verlustreichen
Krieg zu fürchten: eine bloße Blockade würde im wesentlichen genügen, un
Italien zum Frieden zu zwingen.

Eine ausgedehnte Seegrenze, die im allgemeinen als leicht zu verteidigende
Grenzschutz gilt, hat für ein Land nur dann einen erheblichen Verteidigungs
wert, wenn es über eine so starke Flotte verfügt, daß es sich die Seezufuh
freihalten kann. Ist das nicht der Fall, so erweist sich die Seegrenze als ei
um so größerer Nachteil, je mehr die Landzufuhr durch natürliche ode
politische Hemmnisse erschwert ist. Italien hat nun eine Landgrenze, die ihn
einen sehr starken natürlichen, durch Befestigungswerke noch erheblich ver
mehrten Schutz gegen feindliche Invasionen gewährt; aber die Zufuhr vo
Lebensmitteln und Rohstoffen, die es bei einem längeren Krieg nicht entbehre
kann, wird ihm durch ihre bergige Beschaffenheit erschwert. Dazu kommt, da
es mit diesen Ländern entweder im Kampf stehen wird, und daß es — sowei
das nicht der Fall ist — sich durch seine Politik ihre Sympathien aufs gründ
lichste verscherzt hat.

Welche Lebensmittel und Rohstoffe benötigt nun Italien vom
Ausland?

Zunächst deckt es nicht entfernt seinen Getreidebedarf. 1923 erfreut
es sich einer besonders günstigen Ernte, deren Ertrag auf 6,119 Millionen
Weizen berechnet wurde; 1924 erbrachte sie nur 4,631 Millionen t. Durch
schnittlich müssen 2,5 Millionen t Weizen, also etwa ein Drittel des Bedarfs
jährlich eingeführt werden, Roggen- und Gerstenernte sind unbedeutend; auc
an Hafer werden durchschnittlich nur 535 000 t geerntet; an Mais dagege
2,4 Millionen t. Doch wird der Bedarf daran nicht gedeckt. 400 000 t müsse
im Jahresdurchschnitt noch eingeführt werden. An Reis werden etwas übe
0,5 Millionen t geerntet, wovon etwa ein Drittel ausgeführt wird. Jeden
falls ist Italien nicht in der Lage, auch nur drei Viertel Jahr
ohne Getreidezufuhr auszukommen. Und die Länder, in die es ein
fallen könnte, haben keine oder nur geringe Getreideüberschüsse.

Nun vermöchte Italien wohl die Intensität seines Getreidebaues wesentlic
zu steigern, auch noch erhebliche Flächen dafür in Angriff zu nehmen. Abe
erfahrungsgemäß geht im Kriege die Intensität der Landwirtschaft stets star

hrück. Sodann vermehrt der Geburtenüberschuß von 480 000 Köpfen den onsumbedarf. Freilich steht ihm eine Auswanderung von fast drei Viertel esselben gegenüber.

Die Fleischreserven der Viehbestände sind verhältnismäßig gering. Die Seescherei bringt im Krieg nur geringe Fangergebnisse. Allerdings braucht der aliener verhältnismäßig wenig Fleischnahrung.

Ungleich schwieriger noch ist im Krieg Italiens Versorgung mit Brenntoffen. Es ist das kohlenärmste Land Europas. 1923 betrug seine Geamtförderung von Steinkohlen 1,13 Millionen t. 1924 nur 1,07 Millionen t, ie Braunkohlenförderung gleichzeitig 0,95 bzw. 1,05 Millionen t. Bei dem eringfügigen Vorkommen ist eine nennenswerte Steigerung der Förderung usgeschlossen. Größere Lagerstätten für hüttentechnische Zwecke braucharer Steinkohlen finden sich erst im Ruhr- und Saarrevier bzw. im oberchlesischen Steinkohlenbecken. Die Alpenbahnen würden aber im Krieg neben en Militärtransporten nicht auch noch größere Kohlentransporte bewältigen önnen.

Italiens metallverarbeitende Industrie benutzt als Kraftquelle allerings ganz überwiegend die „weiße Kohle", d. h. die elektrisch übertragenen Vasserkräfte, in deren Ausbau es während des Krieges und hinterher ganz ußerordentliche Fortschritte gemacht hat. Nicht mindere in der Entwickeung seiner Industrie, ganz besonders der Maschinenindustrie. Es ist natürich auch in der Lage, seine Eisenbahnen mit Wasserkraft-Elektrizität veitgehend zu elektrifizieren. Daß ihm das voll gelingen wird, ist zu ezweifeln. Auch ist die elektrisch betriebene Bahn im Kriegsfall ein recht nsicherer Faktor. Die Zerstörung der Primärmaschinen durch Fliegerbomben, schon ein größerer Maschinendefekt kann eine langandauernde Betriebstörung hervorrufen. Bahnen von militärischer Bedeutung werden daher weckmäßig mit Lokomotiven betrieben, die aber wieder Kohle verbrauchen, ie Italien selbst nicht besitzt.

Völlig unentbehrlich ist aber Steinkohle, ebenso wie der aus ihren dafür eeigneten Sorten gewonnene Koks für die metallurgischen Prozesse, anz besonders für die Eisenindustrie. Wenn es natürlich auch nicht auseschlossen ist, Eisen und Stahl im elektrischen Ofen zu gewinnen — für beondere Qualitätssorten besitzt der elektrische Stahl bereits heute Bedeutung — so lassen sich damit doch nicht die ungeheuren Massen Eisen und Stahl erstellen, die ein moderner Krieg verlangt. Dazu kommt, daß Italien überus arm an Eisenerzen ist. Deren Gesamtförderung schwankte in den letzten ahren zwischen 360 000 und 193 000 t. Und diese Erze stammen vorwiegend — wenn nicht ausschließlich von der Insel Elba, von wo die Zufuhr durch eindliche Kriegsschiffe gesperrt werden kann. Selbst, wenn das nicht ge-

schähe, würden diese Erze doch nur 80—120 000 t Eisen liefern, also ei minimales Quantum. Italiens geringfügige gegenwärtige Roheisenerzeugun (1924: 267 000 t) und seine Rohstahlgewinnung (1924: 1,18 Millionen baut sich vorwiegend auf ausländischen Erzen und ausländischem Schrott au Wenn nun auch durch Verschrotten von Schienen der Straßen- und unwich tigen Nebenbahnen usw. eine kurze Zeit Ersatz für den eingeführten Schrot geschafft werden könnte, so langt doch das für eine moderne Kriegführun nicht hin und nicht her. Deutschland vermochte auch während des Kriege seine Rohstahlerzeugung auf mehr wie dem 15 fachen der gegenwärtige italienischen zu halten.

Recht schwach ist es auch mit den Bleierzen und Kupfererzen bestell von ersteren wurden im Durchschnitt der letzten Jahre 38 000, von letztere gar nur 8 100 t gefördert; Zinkerze können schon aus Kohlenmangel i Italien nicht verhüttet werden. Aber auch die anderen Erze lohnen kein Verhüttung im Land selbst. Italien ist in allen Schwermetallen völli auf die Einfuhr angewiesen.

Wesentlich besser ist es mit der Aluminiumversorgung bestellt: Die Jahres förderung von Bauxit betrug 1924 in Italien 145 500 t und ist noch erheb lich steigerungsfähig; die großen und verhältnismäßig leicht auszubauende Wasserkräfte machen die Deckung des Friedens- wie des Kriegsbedarfs a Aluminium durchaus möglich. Aber trotz der wachsenden technischen Be deutung dieses Leichtmetalls, insbesondere für den Flugzeug- und Automobil bau und den sonstigen Wagenbau sowie für Geräte vermag es doch keine Ersatz für Eisen und andere Schwermetalle bei der Waffen- und Munitionsher stellung zu gewähren.

Aber selbst da, wo es in der Kriegsrüstung beträchtliche Verwendung finde — Flugzeugen und Automobilen — würden diese nicht ausgenutzt werde können, wenn es an Benzin, Benzol und anderen Treibölen fehlt. Dere ganze Gewinnung erreichte 1924 aber nur 5000 t, würde den Bedarf im Krie also nur für wenige Tage decken. Dabei gewinnt der Dieselmotor auch fü Kriegsschiffe eine wachsende Bedeutung, ganz besonders in kohlenarmen Län dern. Der italienischen Kriegs- wie der Handelsmarine würde es daher i kürzester Zeit am notwendigen Betriebsstoff fehlen.

Der Bedarf an Baumwolle (Jahresverbrauch 942 000 t, d. i. nicht vie weniger als in Deutschland), an Jute und Kautschuck muß völlig aus de Ausland eingeführt werden. Die Eigenversorgung mit Wolle stellt sich da gegen mit rund 56 000 t — etwas mehr als Deutschland — verhältnismäßi günstig, wenn sie freilich auch nur 60 % des Friedensbedarfs deckt. Erfah rungsgemäß kann ein Volk sich aber im Krieg sehr lange in seiner Kleidun einschränken.

Der Krieg steigert dagegen den Holzbedarf ungemein und Italien ist ein
ıgewöhnlich holzarmes Land.

Gewiß lassen sich Vorräte für den Kriegsfall aufspeichern. In sehr
schränktem Maß ist das mit Getreide und Mehl der Fall, die selbst bei sorg-
ltigster Lagerung in eigens dazu gebauten Speichern und sachlicher Über-
achung und Bearbeitung im italienischen Klima kaum über Jahresfrist ge-
nd erhalten werden können. Mineralöl läßt sich in Tankanlagen allerdings
hrelang aufbewahren; unbegrenzt alle Metalle und die meisten Spinnstoffe,
enso Gummi. Sehr begrenzt ist die Lagerfähigkeit von Steinkohlen, noch
eit mehr die von Roh-Braunkohlen.

Den Jahresbedarf der für Italien im Kriegsfall erforderlichen ausländischen
'aren ist auf mindestens $2^1/_2$ Milliarden Rm. zu veranschlagen. Für diese
'aren müßten zum größten Teil erst die Lagerräume und Plätze, sowie die
ufahrtswege geschaffen werden, was wohl eine weitere Milliarde erfordern
nd sich entsprechend steigern würde, wenn die Bedarfssicherung für mehrere
hre erfolgen sollte. Zu all dem kämen noch die beträchtlichen Kosten für
ewachung, Verwaltung, Versicherung usw. der eingelagerten Vorräte, die
lein zuzüglich Verzinsung und Abschreibung eine Jahreslast von 350 bis
o0 Millionen Mark ergeben würden. Italien bedarf nun ohnehin des aus-
ndischen Kapitals; das würde sich ihm aber versagen, wollte es die ihm ge-
ährten Anleihen für Kriegsvorbereitungszwecke verwenden.

Jede Politik, die sich nicht den wirtschaftlichen Verhältnissen
es eigenen Landes anpaßt, ist zum Scheitern verurteilt. So ver-
ältnismäßig günstig sich diejenigen Italiens in den letzten Jahren auch ent-
ickelt haben, würde doch ein starker Rückschlag nicht ausbleiben, sobald
e italienische Politik ernstlich auf kriegerische Abenteuer ausgehen wollte.
alien ist wirtschaftlich zu sehr vom Ausland abhängig und die Gefahr der
ee- und Landblockade zu groß, als daß es ohne mächtige Verbündete sieg-
ich zu sein vermöchte.

RUDOLF CEFARIN:

KÄRNTEN UND SEINE GEOPOLITISCHE BEDEUTUNG FÜR DAS DEUTSCHTUM

Die kürzlich in Rom stattgefundene Aussprache des südslawischen Auße ministers Dr. Nintschitsch mit dem italienischen Ministerpräsidenten Mussoli befaßte sich auch mit dem österreichischen Problem und es scheint, als ob d zum Abschluß gekommene südslawisch-italienische Verständigung eine ihr stärksten Triebkräfte in der, heute schon ziemlich allgemein gewordenen E kenntnis besitzt, daß der Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich auf d Dauer nicht verhindert werden könne.

Wenn man bedenkt, daß durch einen solchen Anschluß Südslawien un Italien auf einmal zu Grenznachbarn eines noch um Österreich vergrößerte Deutschen Reiches gemacht würden, und wenn man sich vor Augen hält, w unter Umständen eine solche Grenzveränderung politisch für die beteiligte Staaten bedeutet, so wird man auch die Gründe verstehen, welche aus diese beiden, durch zahlreiche Reibungsflächen geschiedenen Völkern so plötzlic politische Freunde werden ließen.

Im Zusammenhange damit verdienen daher — trotz aller offiziellen Dement — die von der gesamten Presse kürzlich gebrachten sensationellen Enthüllunge eines großen englischen Blattes unsere besondere Aufmerksamkeit. Sie ve öffentlichen nämlich einen Plan Mussolinis: Gewisse Gebiete der österreich schen Republik im Falle eines Anschlusses unter den Nachbarstaaten aufz teilen. Diese Enthüllungen erfordern um so mehr unsere Beachtung, als au die vom Duce anläßlich der Südtiroler-Frage gegen Deutschland gehalte Rede von demselben aggressiven Geiste erfüllt war, und die südslawisc Presse überdies schon seit Jahr und Tag ganz offen und deutlich die gewal same Besetzung österreichischen Bodens im Augenblicke eines Anschlusses ve kündet.

Eine besonders wichtige Stellung nimmt nun in dem soeben erwähnt Aufteilungsplane das österreichische Bundesland Kärnten ein. Nicht seiner b scheidenen Größe, sondern der großen geopolitischen Bedeutung wegen, d diesem kleinen Berglande für die angrenzenden Staaten Italien und Südslawi einerseits und für das gesamte Deutschtum anderseits zukommt.

Wohl mit Rücksicht auf diese Bedeutung soll dem Wortlaut des Aufteilung planes entsprechend Kärnten, trotzdem es eine geographische Einheit par e cellance darstellt und ein selten einheitliches Fluß- und Talnetz besitzt, zwei Teile zerrissen werden, von denen der östliche mit der Landeshauptsta

lagenfurt an Südslawien und der westliche mit Villach, der zweitgrößten tadt des Landes, an Italien fallen soll.

Kärnten ist, wie schon gesagt, eine von Natur aus klar gegebene geographihe Einheit. Es ist ringsum von einem Wall hoher Gebirge umgeben, im orden von den Hohen Tauern, im Süden von den Karawanken und den arnischen Alpen, im Osten vom Koralpenzug und im Westen von den Ausufern der Hohen Tauern. Diese Randgebirge erheben sich 1600—3200 m ber das Innere des Landes und bilden im Norden und Süden die Grenzen es Flußgebietes der Drau, welche das Land von Osten nach Westen durchießt und alle Flüsse Kärntens in sich aufnimmt.

Besonders scharf ist die Grenze Kärntens gegen Südslawien. Sie wird durch ie Karawanken gebildet. Es ist dies ein mächtiges, aus zwei Zügen beehendes Kalkgebirge, das in einer Länge von hundert Kilometer fast geradnig von Westen nach Osten verläuft. Während der nördliche Zug durch ehrere Täler durchbrochen wird, ist der südliche mauerartig geschlossen nd weist nur zwei hohe Pässe auf, den Loiblpaß (1368 m) und den Seebergaß (1216 m).

Die ungeheure strategische Bedeutung einer so vorteilhaften Südgrenze für as kommende Großdeutschland liegt auf der Hand.

Im Gegensatze zum Süden bieten die westlichen und nördlichen Randgeirge Kärntens keinerlei Verkehrsschwierigkeiten. Eine ganze Reihe von beuemen Pässen führen über sie hinweg nach Westen und Norden und dienen em seit jeher sehr lebhaften Durchgangsverkehr von Wien, Linz, Salzburg nd München nach Oberitalien und zur Adria.

Die geographisch bedeutsamste Lage Kärntens besitzt Villach. Ein Blick uf die Landkarte bestätigt diese Behauptung: Hier laufen die wichtigen Verehrsstraßen aus Tirol, Italien, Slovenien, Obersteiermark und Unterkärnten usammen. Von hier aus gehen nach sieben Richtungen große Bahnlinien nd machen die handelstüchtige Stadt mit ihren weitläufigen Bahnhofsanlagen n Falle kriegerischer Verwicklungen zu einem der wichtigsten Aufmarschebiete gegen Südslawien, Italien oder — Deutschland.

Wiederum zeigt sich somit auch hier die große strategische und wirtschaftche Bedeutung, die der ungeschmälerte Besitz des Kärntner Landes für ein ünftiges Großdeutschland bedeutet.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Kärnten verkehrsgeographisch ganz und ar nach Westen und Norden gerichtet ist, während es zufolge der Geschlosseneit und Unwegsamkeit der Karawanken nie mit dem slawischen Süden innige eziehungen unterhalten konnte.

Diese von Natur gegebenen Verhältnisse beherrschen auch das wirtschaftche Leben Kärntens. Neben seiner großen Bedeutung als Verbindungs- und

Durchzugsland für Nord und Süd führt Kärnten als reines Agrar- und be deutendes Waldland sein Holz zumeist nach Italien aus, bezieht jedoch seinen Bedarf an Industrieerzeugnissen von den großen Industriebezirken im Norden

Aber auch die geschichtliche und kulturelle Entwicklung Kärntens wurd durch diese geographischen Verhältnisse entscheidend beeinflußt. Die zahl reichen Verkehrswege, die von Kärnten nach Norden und Westen führen hatten zur Folge, daß das Land schon zur Zeit Karls des Großen politisch und kulturell vom deutschen Norden abhängig wurde, denn sie begünstigten die deutsche Einwanderung und die Verbreitung der deutschen Kultur. Di letztere ging naturgemäß auch auf die Slowenen über, die seit Ende de VI. Jahrhunderts das Land spärlich besiedelten. Eine weitere Folge davon war, daß die Slowenen deutsche Gebräuche und Sitten annahmen und unte dem Einflusse der höheren deutschen Kultur im Laufe der Jahrhunderte zu meist die slowenische Sprache mit der deutschen vertauschten. Die Volks zählung im Jahre 1923 ergab für ganz Kärnten eine Einwohnerzahl vo 369 134 Köpfen. Hiervon bekannten sich zur slowenischen Umgangssprach nur 37 224 Personen. Aber auch diese rund 37 000 Personen umfassende Be völkerungsschichte Kärntens ist in bezug auf Abstammung und Kulturleben nicht rein slowenisch, sondern ein Mischtypus, dem übrigens beide Völker de Landes, trotz der sprachlichen Verschiedenheit, angehören.

Der größte Teil der Kärntner Slowenen betrachtet auch heute noch, wie e die Volksabstimmung im Jahre 1920 bewiesen hat, den südslawischen Krainer Slowenen, mit dem er weder kulturell noch wirtschaftlich jemals in engere Beziehungen stand, als Fremdling. Ja, seine Sprache ist gegenüber der neu slowenischen Schriftsprache so verschieden, daß er sie gar nicht versteht.

Kärnten ist demnach das südlichste Bollwerk deutscher Kultur und zufolg seiner geopolitischen Bedeutung von größtem Wert für das Gesamtdeutschtum Wehe dem deutschen Volke der Ostmark, wenn es den südslawischen un italienischen Expansionsbestrebungen jemals gelingen sollte, dieses Bollwer auf die eine oder andere Weise zu zerstören.

Die Kärntner haben ihre Aufgabe als südlichste Vorposten des Deutschtum immer treu erfüllt; zuletzt in den ruhmreichen Freiheitskämpfen des Jahre 1918/19, als die slawischen Truppen das südliche Kärnten besetzten. Sie habe also ein Recht, wenn sie heute hoffen und vertrauen, daß ihre mit Blut be siegelte Treue zum deutschen Volke in der Stunde der Not mit der Treu ihrer Brüder im Reiche zum Kärntnerlande vergolten wird.

ALBERT VON HOFMANN:
IE WEGE DER GESCHICHTE ITALIENS UND DEUTSCHLANDS

Kurz dargestellt an der geographischen Struktur beider Länder.

Man hat die Geschichte Italiens und Deutschlands in organische Verbindung ı setzen gesucht und die Tatsache, daß die deutsche Geschichte von der eit Pipins bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts von italischer Politik eherrscht wurde, scheint solche Auffassung zu bestätigen. Wir haben ns daran gewöhnt, Italien als einen integrierenden Teil unseres historischen odens aufzufassen. Eine Betrachtung der Geschichte beider Länder auf geo-raphischer Grundlage kann indes nur zu dem Ergebnis kommen, daß solche uffassung irrig ist. Die deutsche geschichtliche Entwicklung hat sich noch mmer auf dem falschen Wege befunden, wenn sie nach Italien übergriff. Wir ersuchen im folgenden die Geschichte Italiens und Deutschlands aus ihren atürlichen Bedingungen darzustellen.

I. ITALIEN

Italien heißt mit Recht die Appeninhalbinsel. Der Appenin bildet das Rück-rat des Landes bis er in Calabrien vor dem dort im Silawald sich noch er-ebenden Urgebirge abbricht und sein Ende findet. Der Appenin selbst ist in jüngeres Gebirge.

Die Geschichte dieser Appeninhalbinsel aus ihren natürlichen Bedingungen u entwickeln ist nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick erscheinen nag. Daß Italien als das Land der Mitte zur Herrschaft über den antiken Kulturkreis berufen war, den die Küsten des Mittelmeeres um dasselbe her-ımspannen, hat man oft genug gehört. Aber schon hier erheben sich Wider-prüche. Danach wurde Italien die Beherrscherin der Mittelmeerküsten gerade u einer Zeit, in welcher es in Italien kein Seevolk mehr gab. Sowie aber lie antike Welt zusammenbrach, die Küsten eben dieses Mittelmeers herren-os wurden, und zugleich in Italien wieder eine Seemacht nach der anderen mporkam, ist von solcher Herrschaft nicht mehr die Rede gewesen.

Wir wollen davon ausgehen, daß wir in Italien ein Land vor uns haben nit äußerst bestimmten Grenzen nach allen Seiten. Im Norden wird diese Grenze gebildet von den Alpen, die von italischer Seite unzugänglicher sind ls von Deutschland her; überall sonst bildet die Meeresküste eine Grenze, lie für nicht seefahrende Völker noch unüberschreitbarer ist als der Alpen-vall. Das war denn auch die altrömische Auffassung vom Meer. Die Römer

haben in der Küste lange nur die unüberschreitbare Grenze Italiens gesehen. Langobarden und Franken verhielten sich gerade so. Erst als die Römer schon die Welt beherrschten, kamen sie dazu, die heimischen Grenzen zu befrieden. Sie traten den Seeräubern entgegen und unterwarfen das Alpengebiet. Die Römer waren schon in Britannien, ehe sie über die Alpen gegangen sind.

In dieser Abgeschlossenheit gleicht Italien mehr einer Insel als einem Teil des Kontinents. Man hat die Beobachtung gemacht, daß Invasionen besonders Inseln gefährlich sind, weil es von diesen keine Rettung gibt. Das trifft auch für Italien zu. Aus seiner Inselnatur leitet es sich her, daß Italien das Land der häufigsten und erfolgreichsten Invasionen war. Und mutatis mutandis ist es noch so. Wer heute Italien mit einer überlegenen Flotte angreift, dem liegt es zu Füßen, ehe das erste italienische Geschütz gesprochen hat.

In Italien kommen vier Punkte in Betracht, an denen die Insel gewissermaßen landfest erscheint. Es sind dies erstlich die Punkte, von denen aus man die Alpen im Westen und Osten umgeht. Hier heben sich für die Geschichte Italiens bedeutsam Massilia und Aquileja heraus. Im Süden sind es die Punkte, welche die besten Übergänge über das Meer beherrschen. Sie liegen an der apulischen Küste und an dem Riß, der das Festland Italiens von der Insel Sizilien trennt. Alle vier Punkte haben verschiedene Bedeutung. Die Gewinnung der Rhonebasis wie die Gewinnung der sizilianischen Basis sind die ersten Fundamente der kommenden Weltherrschaft Roms. Von der Rhone her geht der Weg durch den Paß von Dijon in das Seinebecken, durch die Burgundische Pforte an den Rhein; die Niederlage des Ariovist macht den Weg nach beiden Seiten frei. Das Erscheinen der Römer an der Rhone hängt zusammen mit der Struktur Italiens.

Das Gebiet von Aquileja andrerseits ist das Gebiet, in welchem die natürlichen Grenzen Italiens ihre schwächste Stelle zeigen. Die Karstpässe sowohl als auch die Pässe, welche über die Julischen und Karnischen Alpen von der oberen Drau her in die Flußgebiete des Tagliamento und Isonzo hinüberführen, zeigen uns die Stelle an, wo Italien am meisten vom Lande her gefährdet ist, aber umgekehrt am leichtesten selbst über die Alpen hinübergreifen kann. Es war jenseits dieser Pässe, daß im Jahre 113 vor Christus der römische Konsul Gnaeus Papirius Carbo die Niederlage bei Noreja erlitt. Wir sehen in diesem Gebiet ein natürliches Streitgebiet zwischen Italien und jeder ihm hier benachbarten Macht. Es ist die Stelle, an welcher sich die geeinte Macht Italiens einmal automatisch konzentrieren muß. Ein Bündnis der hier engagierten Mächte konnte immer nur Selbsttäuschung sein. Die alte Republik Venedig hatte an dieser Stelle eine europäische Funktion.

Ebenso sind auch die beiden Punkte verschieden, welche die Brückenköpfe darstellen für die großen Übergänge über das Meer. Die Meerenge von

Messina ist gangbar auch für ein Volk, welches kein Seevolk ist; der Übergang über die Enge von Otranto erfordert ein seefahrendes Volk. Auf der einen Seite öffnete sich daher den nicht seefahrenden Römern der Weg nach Sizilien; von der anderen Seite betraten die seefahrenden Griechen das italische Land.

Die vier genannten Punkte sind von größter Bedeutung für die Geschichte Italiens geworden; sie liegen indes alle so exzentrisch, daß die erste Entwicklung der Geschichte des italischen Festlandes von innen heraus notwendig der Berührung mit diesen Punkten noch entbehrt. Man könnte sich den historischen Boden Italiens wie ein Rechteck vorstellen, von dem nur die Ecken mit der Umwelt verbunden sind. Hieraus folgt schon, daß Italien zuerst zu einer intensiven inneren Geschichtsbildung bestimmt war, und daß es von dem Gange dieser abhängen wird, welche der Ecken zuerst berührt wird. Das italische Element konnte sich zu einer großen Kraft entwickeln, bis es mit der Außenwelt in Kontakt gekommen ist. Mit dieser inneren Entwicklung werden wir daher unsere Betrachtung zu beginnen haben.

Suchen wir nach dem Element des italischen Festlandes, welches vornehmlich historisch wirksam wurde, so gehen wir am besten aus vom Appenin. Der Appenin ist der Vater des Landes; viele Voraussetzungen der italischen Geschichte verknüpfen sich notwendig mit ihm.

Wir sehen zwei riesige Kalkstöcke sich weit nach Süden vorschieben in das Mittelländische Meer. Es sind die Appeninhalbinsel und ihre Schwester, die Balkanhalbinsel. Beide wenden die geschlossenen Seiten einander zu, die geöffneten Seiten von einander ab. An der Westseite des Appenin sank das italische Urgebirge einst in die Fluten des Meeres. Den gewaltigen Katastrophen, die sich hier zutrugen, wird die plastische Schönheit der tyrrhenischen Gestade gedankt. Ähnlich ist es auch auf der Ostseite der Balkanhalbinsel gewesen. Der Verlust, den das Meer verursachte, wurde auf beiden Seiten durch vulkanische Tätigkeit auszugleichen versucht; die verschiedene Form, in welcher dies in Griechenland und Italien gelang, ist historisch entscheidend zur Auswirkung gelangt. Während wir in Griechenland eine ungemein zerklüftete Küste in Verbindung mit Inselmeeren finden, eine Verbindung, die Handel und Seefahrt ausbildet und zugleich eine unerreichte Kulturhöhe schafft, sehen wir vor die Westküste Italiens eine Eruptionsspalte gelegt und Vulkane an der Arbeit, die Zerklüftung der Uferbildung auszugleichen, zwei große Ebenen aufzuschütten und damit die fruchtbaren Landschaften Latium und Campanien aufzubauen, eben die Landschaften, von denen die Geschichte des Landes ihren Ausgang nimmt. Anstatt eines See- und Handelsvolks wird auf der Appeninhalbinsel die Geschichte von einem Bauernvolk gemacht.

Es sind aber nicht nur die Vulkane, die Land gebaut haben; an diesem Bau beteiligte sich stets und beteiligt sich noch heute sehr wesentlich der

Appenin. Der Appenin ist als junges Kalkgebirge der Abtragung sehr unterworfen; die italischen Flüsse haben daher die Eigenschaft, viele Senkstoffe mitzuführen und vor ihre Mündungen Land zu bauen. Dasselbe gilt auch von den Voralpen östlich des Langensees.

Durch die Senkstoffe, welche die italischen Flüsse führen, ist die Grundlage gegeben für die lagunaren Bildungen der italischen Küsten; aus ihnen erwächst aber auch die stetige Gefahr der Verstopfung der Wasserabflüsse, durch welche nach dem Zusammenbruch der antiken Kultur große Strecken Landes der Verwilderung, Versumpfung und dem Fieber überliefert worden sind.

In der äußeren Erscheinung des Appenin unterscheiden wir drei Zonen: In der nördlichsten verläuft der Appenin als einheitliches Kettengebirge; in der zweiten mittleren Zone verdoppelt sich die Kette; in der dritten Zone geht das Gebirge in eine Hochebene über. Auch diese drei Zonen wirken sich in der Geschichte aus. Solange der Appenin eine Kette bildet, liegen der versante tirreno und der versante adriatico unmittelbar Rücken an Rücken; mit einem Schritt tritt man von der einen Seite Italiens nach der anderen hinüber. Sowie sich aber die Ketten doppeln, tritt zwischen die adriatische und tyrrhenische Seite eine Reihe von Bergkantonen; um über das Gebirge zu kommen, bedarf es eines zweifachen Gebirgsübergangs, der einst nur im Einverständnis mit den Bergvölkern ausführbar war. Hier ist ein Moment, welches von Bedeutung für die römische Geschichte wird. Die Entwicklung einer bestimmten Straßenpolitik, Herstellung und Offenhalten wichtiger Verbindungen, das wurde den Römern durch die Natur Mittelitaliens gleichsam in die Wiege gelegt.

Die letzte Zone, wo das Gebirge in eine Hochebene übergeht, wirkt sich darin aus, daß hier das einzige mächtige Bergvolk entstehen konnte, welches kraftvoll und trotzig den Römern widerstand. Hier erwuchs das Samnitenvolk. Die Römer haben dies Volk mit ihrem Haß verfolgt und dasselbe schließlich vernichtet. Die Samniten finden wir bei jeder Gelegenheit bereit sich mit den Feinden Roms zu verbinden. Mit den Etruskern, mit den Tarentinern, mit Hannibal und mit der römischen Revolution. Die gefangenen Samniten wurden einst in ihren Rüstungen, wie sie in die Hände der Römer fielen, zum Kampf gegeneinander gehetzt. Der schwerbewaffnete Gladiator ha in der Kaiserzeit den Namen des Samniten geführt. —

Von dem auf dem Grunde des Meeres liegenden italischen Urgebirge ragen noch einige Reste an der Küste auf. Während das Kalkgebirge des Appenin weder Metalle noch Kohlen birgt, findet sich in dem älteren Gebirge, au dem Boden des heutigen Toscana, Eisen und Kupfer vor. Das Gebiet, i welchem sich diese Metalle finden, war zu vornehmlicher politischer Bedeu tung praedestiniert. In ihm finden wir die Etrusker, gerade das Volk, dem

uch die besten Gaben zuteil geworden waren, die Herrschaft über die Halb-
nsel zu erlangen, da es ein Seevolk war. Dies Volk aber verlor seinen poli-
ischen Zusammenhalt, seine Tatkraft und verkam.

DIE ETRUSKER, SABINER UND RÖMER

Zur Herrschaft über Italien gehört ein Seevolk, welches fähig ist, die natür-
lichen Grenzen, welche das Meer um die Halbinsel legt, zu durchbrechen und
ugleich aus dem trennenden Element der See ein bindendes, überall Straßen
und Zugänge öffnendes Element zu machen. Wir finden in Italien drei See-
völker, von denen indes wichtig nur die Etrusker sind.

Die Volsker kamen vom Hochland des Fuciner Sees den Liris hinab. Sie
wurden Seefahrer; ihre Häfen wurden Anxur und Antium. Von Antium
brachten die Römer die Rostren nach Rom. Tüchtige Seefahrer waren ferner
die Ligurer. Da das Meer an ihrer Küste dem Fischfang nicht günstig ist,
fuhren sie weit in dasselbe hinein. Die Elymer auf Sizilien hat man als
Ligurer erkannt. Diese Ligurer waren zwar tüchtige Krieger, jedoch zu Wohl-
stand und kultureller Blüte gelangten sie in ihrer Heimat nicht. Sie kamen
von der Schleuder, die eine der primitivsten Waffen ist, nicht los. So waren
die Etrusker das einzige Seevolk, welches zahlenmäßig und kulturell zur Herr-
schaft über Italien bestimmt schien.

Die Etrusker bildeten drei Zwölfstädte in Norditalien, in Mittelitalien und
Campanien und sie zersplitterten sich. Kulturell veränderten sie sich; be-
sonders in Mittelitalien wurden sie ein typisches Stadtvolk und vergaßen das
Meer; die Trennung in See- und Landetrusker geht gleichwohl vielleicht
schon ihrem Siedeln in Italien voraus. Die etruskischen Plätze in Italien
scheiden sich in Land- und Seeplätze wohl von altersher. Wenn die Römer
von den Vetuloniern die Purpurtoga bekamen, so deutet der Purpur unzweifel-
haft auf ein Seevolk; wenn in Tarquinii im Jahre 358 die römischen Ge-
fangenen, 307 an Zahl, den Göttern geopfert, wenn in Caere gefangene
Griechen auf dem Markt gesteinigt werden, so kommen diese Sitten über See.

Die Etrusker, getrennt und in Stadtbünde aufgelockert, wurden überall die
Beute ihrer Feinde, in Oberitalien der Gallier, in Campanien die der Osker
und Samniten zu Lande, die der Griechen zur See. In Toscana, wo die eigen-
tümliche Zerklüftung des lockeren Tuffbodens durch tiefe Erosionen unein-
nehmbare Stadtplätze schuf, wurden sie defensiv. Schließlich gingen sie in
den Römern auf.

Neben den Etruskern erscheint im Innern Italiens das Sabinervolk. Es sitzt
in einem geschützten Gebiet, von dem man wie von einer gewaltigen natür-
lichen Festung sprechen mag. Diese natürliche Festung wird gebildet durch
das sabellische Gebirgsviereck, welches das Kernland Italiens umschließt. Die

natürlichen Mauern, welche dies Land umgeben, zeigen im Osten die höchsten Erhebungen des italischen Festlandes, wie den Gran Sasso d' Italia und den Monte Majella; die Eckpfeiler im Norden bilden der Monte Vettore und der Monte Terminillo, auch beide über 2000 Meter hoch. Von Rom aus sieht man diese natürliche Burg im Osten aufsteigen; der Monte Terminillo und der südlich von ihm sich erhebende schöne Monte Velino gehören zum Gesichtsfeld Roms.

Die Zugänge in diese Burg sind Festungstoren vergleichbar. Das Nordwesttor ist Rieti Reale; an dieser Stelle entströmt dem Festungsgebiet der Velino der Nera zu, die wieder in den Tiber fließt. Einen weiteren wichtigen Eingang bildet im Osten der Durchbruch des Aterno Pescara durch die Gebirgsmauer nach dem adriatischen Meer. Südwärts öffnet der breite 1300 Meter hohe passo die cinque miglia ein weites Tor nach der Hochebene, welche den Samniten gehörte.

Durchzogen wird die Naturfestung der Sabiner von der Wasserscheide zwischen beiden Meeren; von ihr konnten die Sabiner hinabsteigen an das tyrrhenische oder an das adriatische Meer; die arme Natur ihres Gebirgslandes zwang sie sowieso zur Ausdehnung über dasselbe hinaus. Die Form indes, in der sie sich ausbreiteten, war gewiß die unpolitischste von allen. Anstatt ihre Kraft zusammenzunehmen und langsam und stetig Boden zu gewinnen, weihten sie ganze Jahrgänge ihrer Volkskraft und ihres Wohlstandes den Göttern und gaben sie als heilige Lenze einem höheren Willen, dem Zufall, preis. So zerstörten sie ihre Kraft, anstatt sie aufzubauen. Nur ein größeres Volk entstand auf diesem Wege, das sind die Samniten, deren Namen aus Sabiniten gebildet ist, und welches auch die Hirpiner, Campaner, Lucaner und Brettier umschloß. Die Wege der Sabiner und die der Samniten blieben fast immer getrennt. Die Sabiner haben den Römern keinen Widerstand geleistet; die Samniten haben sich auf das äußerste gegen die Römer gewehrt.

Kriegerisch müssen aber alle diese Völker von Haus aus gewesen sein, denn unter dem Zeichen des Mars zogen sie aus. Nach dem Mars führen die Marser und die Marruciner ihren Namen. Der Specht und der Wolf, die den Picenern und Hirpinern den Namen gaben, sind Tiere des Mars. Die Sabiner kamen so an das adriatische, aber nicht an das tyrrhenische Meer. Dies verriegelte ihnen Rom. Cures oberhalb Roms bleibt der westlichste sabinische Platz. Die Sabiner haben sich den Römern früh unterworfen.

Die Römer traten zwischen die Etrusker und die Sabiner; in Kult und Sitte wurden sie von den Sabinern, in äußeren Dingen mehr von den Etruskern beeinflußt. Ihrem eigensten Wesen nach sind die Römer aber latinisch. Von den Latinern haben sie die politische Begabung geerbt, die den Sabinern wie den Etruskern fehlte.

Die Hauptgefahr drohte den Römern von den Etruskern; von den Etruskern wurden die Römer zeitweise überrannt. Sie wurden sogar von ihnen entwaffnet und durften das Eisen, welches sie von den Etruskern erhielten, nicht u Waffen gebrauchen.

Rom ist wichtig als Flußübergang in das latinische Gebiet. Altrom liegt och über einer versumpften Tiberstelle, in deren Flanke eine Insel den Flußbergang gewährt. Eine Holzbrücke, die im Kriege abgetragen wird, führt inüber nach dem Brückenkopf auf der etruskischen Seite. Dies ist das aniculum, der Name sagt schon, daß es nicht groß gewesen ist. Das Etruskerand beginnt unmittelbar vor den Mauern der Stadt; das Ufer gegenüber war truskisch. Die Römer schoben hier ihre Grenze notwendig immer weiter or; sie findet ihren nächsten natürlichen Halt im Ciminischen Wald nördich des heutigen lago di Vico. Dieser Waldrücken bot einst solche Schwierigeiten, daß der Senat ihn zu überschreiten verbot; die Späteren haben ihm ogar den Charakter des germanischen Urwalds angehängt. Der Ciminische Wald hat die Römer in ihrem Vordringen nach Norden natürlich nach Osten edrückt. Da hier die Etruskergrenze nochmals weit nach Süden vorspringt, wird Veji die heiß umstrittene Etruskerstadt; 396 wird Veji erobert.

Den Ciminischen Wald überschritt zuerst der Konsul Q. Fabius Rullianus gegen den Senatsbefehl. Er kommt den Etruskern in die Flanke und schlägt sie im Jahre 310 am Vadimonischen See. —

In ihrem weiteren Vordringen nach Norden kamen die Römer an ein drittes Hindernis, welches auch schon die Grenze des mittelitalischen etruskischen Zwölfstädtebundes nach Norden gebildet hatte. Dies Hindernis wird von der tief versumpften Arnolinie gebildet. Auch von dieser Linie hielten die Römer sich sorglich fern und daher hat sie für die Geschichte Italiens die allergrößte Bedeutung erlangt. Sie zwang die Römer ihre Flanken zu umgehen. Der Arnosumpf hat sich so doppelt ausgewirkt, einmal im Osten und dann auch im Westen. Im Osten werden die Römer jetzt auf die adriatische Seite des Appenin gedrückt und der Appeninpaß, der hier Bedeutung erlangt, st gerade jener Paß von Scheggia, wo die einfache Appeninkette zum letzten Mal zu überschreiten ist. Diese Lehre wurde den Römern schon im Jahre 295 durch die nicht zufällig an diesem Paß geschlagene Schlacht bei Sentinum sehr eindringlich klar gemacht. Die Römer gingen über den Paß von Scheggia und legten über denselben, nachdem sie schon im Jahre 268 Ariminum angelegt hatten, im Jahre 220 die via Flaminia. Diese Straße wurde von Augustus glänzend erneuert und ist in ihrer historischen Auswirkung die wichtigste aller Römerstraßen geworden. Auf der adriatischen Seite bildete der Aesis (Esino) zuerst die Grenze der Republik; bis zum Aesis reichen die gallischen Senonen, deren Namen in Sinigaglia weiterlebt.

Die adriatische Küste nördlich des Aesis bis zum Po ist aber ein merk-würdiges Zwischenland. Man kann sie als ein römisches Glacis vor dem Paß von Scheggia bezeichnen, aber auch als ein gallisches Glacis vor dem Po. Ganz selbstverständlich erscheint hier die römische Tendenz, die Grenze an den Nordrand desselben vorzuschieben bis zu jener Stelle, wo die Ravenna-tische Lagune und der Appenin, unmittelbar sich berührend, die natürliche Sperre bilden zwischen der späteren Aemilia und der älteren senonischen Mark. Der Paß von Caesena scheidet das adriatische Küstenland scharf vom Po-gebiet.

Der Paß von Caesena nun ist es, welcher in Italien die größte historische Bedeutung erhielt. Durch ihn bekamen die Römer die sichere Basis gegen das Poland. Zuerst gegen die Gallier; später gegen die Langobarden. Auf diesem Paß allein erhebt sich Ariminum und die Grenze des Rubicon; auf Ariminum erst wieder erhebt sich das Ravenna der Kaiserzeit. Es war die gallische Invasion, welche schon im dritten Jahrhundert vor Christus das militärische Schwer-gewicht Italiens an diese Stelle zu schieben begann: zur Zeit der Völkerwan-derung, in welcher Ravenna noch die Verbindung mit dem Osten hat, ver-sinkt ganz Italien vor diesem Platz. In dem Gebiet von Ravenna vereinigen sich die Funktionen einer Sperre mit den besonderen Funktionen der italischen Schutzplätze, auf welche wir gleich zu sprechen kommen werden. Wir finden in Ravenna einen natürlichen Ansatzplatz fremder und einen natürlichen Sicher-heitsplatz italischer Kultur. —

Wir bleiben hier stehen und gehen über zu der Betrachtung der Küsten Italiens und der vier Punkte, auf denen die Berührung Italiens mit der Außen-welt in alter Zeit vornehmlich beruht.

DIE KÜSTEN ITALIENS

An der Schwelle der Geschichte Italiens tritt uns entgegen die griechische Kolonisation. Sie setzt an den Küsten an und tritt daher auch von selbst an die Spitze dieser Betrachtung.

Wir sahen schon, wie es die westliche Außenseite Italiens ist, welche der östlichen Außenseite Griechenlands entspricht. Die Griechen haben in der Szenerie des Westmeers ihre Heimat wiedererkannt und diese mit ihren Sagen erfüllt. Manches Vorgebirge der Westküste, aus einer landfest ge-wordenen Insel aufgebaut, sieht vom Meer aus heute noch einer Insel gleich. Wenn es auch die Ostküste Italiens war, welche die ersten Landungen der Griechen sah, so kommt doch die Ostküste für die Siedlungen der Griechen kaum in Betracht.

Die Ostküste Italiens ist für die Schiffahrt nicht günstig, da sie in ihrer ganzen Ausdehnung, von den nordadriatischen Lagunen bis nach Apulien hin

o so gut wie keinen Hafen besitzt. Die natürliche Schutzwand gegen den ordwind, der auf der Adria besonders gefährlich ist, bildet der Monte Garano; hier sind jedoch die Ufer sumpfig und nicht gesund.

Unter diesen Verhältnissen mußte der ausgezeichnete apulische Naturhafen on Brundisium (Brindisi) von um so größerer Bedeutung werden. Diese Beeutung gleitet aber in ältester Zeit ab auf den Hafen von Tarent.

Beide Häfen sind nur durch einen nicht schwer zu überschreitenden wischenraum von 50 km Breite getrennt; wie sie Rücken an Rücken liegen - mutatis mutandis, mag man an Hamburg und Lübeck erinnert sein — sind eziehungen untereinander unvermeidlich gewesen. Die Sage läßt Taras Tarentum) den Spartanern vom Orakel bestimmt sein und im Gegensatz zu rundisium entstehen. Die Griechen könnten aber auch zuerst nach Brunsium gekommen sein. —

Wir sehen also die Griechen über die Meerenge fahren und Besitz ergreifen on den Küsten des Jonischen Meeres: die Küstenfahrt führte sie dann weiter ach Cumae und Syracus. Sie gründen ein neues Griechenland, ein jüngeres riechenland. Der Name Graeci (Graii), das heißt die Alten, ist von Italien us gegeben worden.

Für die Kolonisation bot besonders günstige Bedingungen der Golf von arent, denn er ist sowohl gegen den Nordwind der adriatischen Seite als uch gegen den Südweststurm der tyrrhenischen Seite geschützt. Die hohen Berge alabriens gewähren Deckung nach Südwest. Am Golf finden wir daher überl griechische Kolonien, während sie sich an der tyrrhenischen und adriaschen Küste auf die wenigen Plätze beschränken, die dort sturmfrei sind. ennoch scheiden sich am Golf von Tarent die Westseite und Ostseite scharf. arent hat kein Gebirge hinter sich; auf der Westseite dagegen erhebt sich is zur Höhe von 2000 Metern der wilde Silawald, der zu den Urgebirgen aliens gehört. Tarent ist am Golf der älteste Platz, weil es der beste ist. s ist die einzige dorische Gründung; die anderen sind in achaeischer oder nischer Hand.

Es war aber nicht nur die Qualität des Hafens, sondern auch die Natur es Hinterlandes, welche für Tarent in die Wage fiel. Die Tarentiner haben inter sich eine einfache Kalkterrasse, welche kaum den vierten Teil der Höhe rreicht, welche die calabrische Seite zeigt. Dem italischen Volk, welches hier tzt, gewährt die Natur keinen Rückhalt nnd die Tarentiner werden seiner err. Anders auf der Seite des Silawaldes. Hier organisierten sich die Bergölker mit der Zeit und brachten die Griechenstädte in ihrer Sphäre immer ehr in Gefahr; auf der Höhe des Silawalds gründeten sie ihre Bundesstadt onsentia (Consenza). Die Lage Tarents bessert sich; die Lage der anderen olonien verschlechtert sich demnach. Eine Kolonie wie Sybaris war noch

sicher vor dem Hinterland; das jonische Thourioi, die Nachfolgerin des zer-
störten Sybaris, mußte erleben, daß der Platz, an dem es lag, die für di
Kolonie notwendige Sicherheit nicht mehr besaß. Und nun kam noch etwa
Es ist die Zeit, in welcher der jonisch-dorische Gegensatz auch nach Italie
übergreift; das über seine Feinde siegreiche Tarent tritt dem jonischen Thouri
entgegen, welches sich seiner Feinde nicht erwehren kann. Das ist die Kris
die dazu führt, daß Thourioi die Hilfe der Römer erbittet, daß es zum taren-
tiner Krieg kommt und endlich die griechische Kultur auf der Halbinsel vo
der italischen weichen muß.

Eigenartig entwickelt sich das Geschick des calabrischen Landes. De
Brettiern, die hier saßen, wurde die Aufnahme in die italische Eidgenossen-
schaft verweigert. Das zwang sie, sich später an Hannibal anzuschließen
dessen Niederlage bedeutet ihren Untergang. Calabrien blieb ein entvölkerte
Land. Es war seine besondere Natur, die es dann zur allgemeinen Zuflucht
für Verfolgte gestempelt hat. Denn Verfolgte sind die Banditen (Verbannte
deren Heimat Calabrien wird. Die Wildnis des Gebirges, vor allem aber di
jederzeit offene Möglichkeit, zu entweichen auf ein anderes Meer, gaben de
Verfolgten hier eine größere Sicherheit als anderswo.

Der griechischen Kultur im Süden Italiens war nur eine ganz bestimmt
Frist bestimmt. Solange diese Kultur in Griechenland noch lebendig und de
Süden Italiens politisch unselbständig war, solange war die Zeit der Grieche
hier. Sie liegt vor dem tarentiner Krieg und erhebt sich nochmals, als di
Herrschaft der Ostgoten in Italien zusammenbricht. Für dies Land bedeute
daher das VI. Jahrhundert n. Cr. nochmals eine aufsteigende Zeit. Mit dem
Beginn des II. Jahrhunderts v. Cr. hört die erste Griechenzeit wieder auf. Be-
zeichnend dafür, wie dies Land unter dem Einfluß des Ostens steht, ist, da
Apulien sogar die Gotik von Osten her erhielt. Es war natürlich Gotik au
zweiter Hand. —

Brundisium kommt erst zur Bedeutung nach dem Niedergang Tarents. —

Die Seefahrt der Griechen hat an der jonischen Küste nicht Halt gemacht
und so ist hier die Gelegenheit, noch ein Wort über die Kolonisation an de
italischen Küsten anzufügen, ganz allgemein. Hier finden wir noch ein be-
sonderes Moment, welches für die Geschichte der Halbinsel instruktiver und
bedeutsamer ist, als das Entstehen und Vergehen Großgriechenlands.

Die für die Kolonisation von außen geeigneten Plätze der italischen Küste
heben sich von vornherein aus diesen heraus. Eine ihrer Bedingungen kenne
wir schon, den Schutz vor dem Wind; eine zweite Bedingung streiften wi
schon; es ist die Sicherheit des Platzes gegen das Land.

Trennen wir beide Bedingungen, so können wir die Anlegeplätze an fremde
Küsten im Altertum sofort in zwei große Gruppen teilen; solche, welche rein

stationen sind und folglich mit dem Lande zur Not außer jedem Kontakt
iben können; ferner solche, die berufen sind, ein eigenes politisches Leben
entwickeln und daher auch auf Kontakt mit dem Lande angewiesen sind.
e ersteren sind die typisch phönikischen Plätze; die zweiten sind die typisch
echischen Plätze. Die ersteren liegen auf schmalen Halbinseln (Cadix,
lta), auf kleinen Inseln (Motye) zwischen Lagunen (Karthago, Caralis); die
zteren bevorzugen kleine Küstenebenen, die durch Bergriegel gegen un-
ttelbare Angriffe von der Landseite her Schutz erhalten. Der phönikische
p, an sich unzerstörbar, hat aktive historische Bedeutung weniger erlangt;
für ist bei den Semiten alles zu defensiv gedacht. Anders wird es, sobald
Griechen im Spiele sind. Die Anlegeplätze der Griechen haben in der
schichte Italiens die allergrößte Rolle gespielt. Die Qualitäten: Schutz vor
m Sturm und Schutz vor dem Hinterland treten nämlich auch noch bei
ner anderen Gelegenheit in Aktion. Sie können auch wertvolle Dienste
sten bei einer Invasion von Land her, wenn durch eine solche später die
lische Kultur in Gefahr gerät. So finden wir an der Grenze von Land und
e Sicherheitsplätze doppelten Gesichts, sie sehen nach der Landseite wie
ch der See. Eine doppelte Funktion haben sie von Natur. Man kann bei
dem dieser Plätze, der in einer derselben auftritt, auch die Hypothese auf-
llen, daß er in der anderen tätig war. Und so verstehen wir die große
deutung dieser Plätze für die Geschichte Italiens. Zu Beginn der antiken
schichte sind sie die Ansatzplätze fremder Kulturen. Von Cumae aus er-
elt Italien z. B. die Schrift. Die andere Geschichte dieser Plätze liegt natur-
mäß am Ende der antiken Geschichte. Im Zeitalter der Völkerwanderung,
nicht seefahrende Barbaren Italien überschwemmten und seine Bevölkerung
n innen heraus gegen die Küste drückten, rettete sich die antike Kultur an
Plätze, die gegen das Land geschützt waren und Ausgang hatten zum
eer. Das kann sich auch wiederholen. Wir sehen die Ravennatische La-
ne zweimal zum Schutzplatz der Italiker werden, einmal gegen die Gallier,
s andere Mal gegen die Langobarden. Bestimmt einmal kommt hierher
liche Kultur. Wir können aber aus der Lage Ravennas schließen, daß
eser Lido früher schon einmal Griechen sah. Indem wir an der Doppel-
nktion solcher Plätze festhalten, öffnen sich uns historische Perspektiven un-
warteter Art. —

Am wichtigsten wurden für die italische Geschichte die Schutzplätze, welche
tstanden, als die Langobarden nach Italien kamen. Die Langobarden eroberten
lien von innen heraus und drängten das Römertum automatisch überall nach
See. Das alte politische Italien wurde jetzt zusammengedrückt auf die raven-
tische Lagune und das schmale adriatische Vorland des Appenin, welches
ter dem Schutz des schon genannten Passes von Caesena lag; die aemilische

Straße vor diesem Paß wird das große Schlachtfeld der Zeit. Neben de
Kern Ravenna entsteht aber damals auf gleiche Art in Italien auch ganz neue
dem die Zukunft gehört. Von den zahlreichen Herzogtümern der Langobarde
heben sich mehrere heraus durch besondere Kraft. Es ist klar, daß von ihne
aus besonders der Druck auf dem benachbarten Römertum liegt. Der Druc
der von hier nach der Küste geht; hat die alten Sicherheitsplätze an derselbe
zu neuem Leben geweckt.

Die mächtigsten Herzogtümer der Langobarden wurden Friaul, Trient, Turi
Spoleto und Benevent. Trient und Spoleto haben ihre besondere Bedeutun
auf die wir noch zurückkommen werden. Von Trient gehen direkte We
nach der Lombardei; von Spoleto drückt man auf Rom. Uns interessiere
hier Turin, Friaul und Benevent. Der Druck, der von Turin gegen de
Appenin sich legt, schafft ein neues Genua, der Druck, der von Friaul au
geht, läßt die Lagunensiedlungen entstehen, aus denen einmal Venedig he
vorgehen wird. Von Benevent aus werden die Römer in die natürliche Festun
Neapel gedrückt. So entstehen die Keime zu den frühmittelalterlichen Se
republiken Italiens, die also zuerst reine Schutzplätze von Land aus sin
Später aber kommt wieder die zweite Funktion dieser Plätze hinzu; aus de
Schutzplätzen werden wieder Ansatzplätze neuer Kultur. In Neapel, Vened
und Genua hat sich zuerst in Italien wieder neues überlegenes Kulturlebe
gezüchtet. Alle diese drei Plätze haben ähnliche Rollen schon im Altertu
gespielt. Die adriatischen Lagunen sind schon im Altertum Stätten des Gri
chentums gewesen; im antiken Genua finden wir die merkwürdige Abwan
lung, daß hier an der Küste ein Ansatzpunkt latinischer Kultur in dem Lan
der wilden Ligurer entsteht. Ganz eigen aber ist die Entwicklung Neape
im Altertum gewesen. Über den Golf von Neapel seien noch einige besonde
Bemerkungen erlaubt.

Der Golf von Neapel ist das einzige weitgeöffnete Tor des italischen Fes
lands am tyrrhenischen Meer. Dem fremden Schiffer lacht er lockend; d
Alten haben hier gewiß nicht mit Unrecht den Kult der Sirenen lokalisie
Wenn wir fragen, warum diesem reichsten und schönsten Teile Italiens ve
sagt geblieben ist, fruchtbar Teil zu haben an der Geschichte des Landes,
liegt dies vor allem daran, daß dieser Golf wie kein zweites Gebiet gemac
war, Fremdherrschaft anzulocken und festzuhalten. Das kommt von d
Sicherheit, die er bietet gegen das Land. — Der Golf wurde vor allem d
natürliche Beute jeder Macht, die sich gegenüber an der spanischen Kü
bildete. Die Lage Neapels ist in dieser Beziehung ein Seitenstück zur O
küste Sardiniens. Neapel verfiel den Aragonesen, dann wie von selbst d
spanischen Monarchie; endlich, obgleich 1714 in den Besitz des Kaisers g
kommen, wurde es dennoch nach kurzer Zeit die Beute der Bourbonen a

anischem Recht. Normannen, Staufer, Angevinen waren hier nur Episode; r natürliche Machthaber an diesem Golf kam immer über See. Die spanische onarchie faßte hier festen Fuß. — Ein weiteres Moment der Isoliertheit eapels in Italien lag in der päpstlichen Politik. Der römische Kirchenstaat gelte Neapel ein halbes Jahrtausend zielbewußt von Oberitalien ab.

Unter solchen Verhältnissen ist es eine überaus glückliche Fügung gewesen, ß sich die Sarazenen nie in Neapel festgesetzt haben. Sardinien geriet so- r von den kleinen Balearen aus für die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts ter die Herrschaft der Araber. Sardinien öffnet sich nur nach Westen; rdinien gehört gewiß mit mehr Recht zu Spanien als Korsika zu Frank- ich. Bei jener spanischen Färbung, welche das Sardische heute noch auf- eist, ist es zweifelhaft, ob sie seit dem XIII. Jahrhundert durch die Hispa- sierung der Insel entstand oder ob die Sarden nicht von Haus aus Spanier nd. Seneca, der Spanier war, hat sie für Iberer erklärt. —

Der Golf von Neapel ist außerdem an sich von besonderer Art. Jeder ein- itlichen politischen Machtbildung widerstrebt er aus seiner Natur. Neapel nd das Land südlich am Golf sind verschieden; die eine Hälfte des Golfs nießt des natürlichen Schutzes gegen das Land, die andere nicht. Das wies er Geschichte beider Teile verschiedene Wege. Indem die Nordküste des olfs von der dahinterliegenden campanischen Flußebene durch die sogenannten hlegräischen Felder geschieden war, werden auch hier zwei verschieden histo- sche Gebiete abgeteilt. Für die Geschichte des Golfs ist also grundlegend, ß die Häfen innerhalb der natürlichen Festung, welche die Nordküste bildet, cht die Häfen sind, welche die Verbindung mit dem Hinterland haben. Die riechen fanden nur in den ersteren Lebensmöglichkeit.

Neben die gegen das Land gesicherten Häfen der Griechen treten die eineren Häfen der Osker, welche Verbindung mit dem Lande hatten und eren wichtigster Pompeji war. Daß die letzteren Häfen bei dem Vesuvaus- uch des Jahres 79 n. Chr. untergingen, darin besteht das politisch Umge- altende dieser Eruption.

Die Abgeschlossenheit der Nordseite des Golfs nach dem Lande war im ltertum die Voraussetzung, daß sich hier griechische Kolonien halten konnten egen die Völker des Hinterlandes. Sie ist aber ebenso auch die Voraussetzung er frühmittelalterlichen Blüte Neapels, denn nur so schützte sich die Stadt egen das Andrängen der Langobardenmacht.

Die natürliche Festung an der Nordseite besteht aus zwei Teilen; beide heidet die Mauer des Posilip. Der Übergang aus der einen Hälfte in die ndere ist von Haus aus nur möglich zu Schiff. Künstliche Landverbindungen nd die sogenannten Grotten des Posilip; zwei von diesen gehen auf das ltertum zurück. Beide Festungen, Rücken an Rücken sich gegenseitig

sichernd, sind nur an ihren Eingängen gefährdet; diese werden bezeichne durch Cumae im Westen, Neapel im Osten. Der Name Neapel aber sag uns schon, daß Neapel nicht die erste Stadt in dieser Funktion gewesen ist

Zuerst waren die Griechen nach Cumae gekommen. Cumae liegt siche gegen das Land am offenen Meer. Ohne Raum, ja ohne Hafen ist es fas weniger zu einer Handelsstation als zu einer Räuberstation — typisch phö nikisch — in der Flanke der Ausfahrt aus dem Golf prädestiniert. Cuma wurde im Altertum wie zur Zeit der Völkerwanderung zerstört. Neapel au der anderen Seite ist daher jedesmal der Platz, der Zukunft hat.

Sehen wir das natürliche Festungstor der östlichen Posilipburg in der Stelle wo der Posilip eine Schwingung zum Ufer macht und durch Felsenbildunge außerdem noch natürliche Burgstellen entstehen — drei Sperrburgen ent standen hier, die einen einheitlichen Querriegel schufen, das Castel St. Elmo der Pizzofalcone und das Castel dell' ovo im Meer —, so ist klar, daß da älteste Neapel innerhalb dieses Riegels zu suchen ist. Das heutige Neapel is eine Neustadt vor diesem Riegel, die Frieden voraussetzt. Aber auch al Neapel später eine Befestigung brauchte, reichte es mit einer Mauerlinie aus die sich vom Absturz des Posilip (Capodimonte) in gerader Linie hinzog bi zum Castel del Carmine am Meer. —

Die Abgeschlossenheit dieses Festungssystems vom Hinterland verhinder daß Neapel selbst als geschichtsbildend aufgetreten ist. Der Punkt, von den die Geschichte hier ausgeht, ist daher nach dem Vesuvausbruch nicht am Gol von Neapel zu suchen. Der Punkt ist Salerno. Von Benevent, wo die Lango barden saßen, geht der Weg nach Salerno; von Apulien, wo die Normanne saßen, geht der Weg nach Salerno. Der große Kampf der Sarazenen, di sich an diesen Gestaden festsetzen wollten, hat sich um Salerno gedreht.

Salerno bekam seine Individualität durch die besonderen Verhältnisse de langobardischen Herzogtums Benevent. In Unteritalien ist eine Herrscha undenkbar ohne Macht zur See; der Herzog von Benevent empfand von alle Langobarden am bittersten, daß die Langobarden kein Seevolk waren. E wurde nun die merkwürdigste aller Kombinationen, welche die Langobarde nach Salerno zwang. Als die Franken — Landratten wie die Langobarde — nach Süditalien kamen, drückten sie die langobardischen Landratten in da Meer.

Auf diesen Verhältnissen beruht nun das politische Emporkommen Amalfi Die Langobarden brauchten Seeleute und haben die Amalfitaner nach Salern zu verpflanzen gesucht.

Der Erfolg wurde, daß die Amalfitaner beherrschenden Einfluß auf eine Teil des Herzogtums bekamen; die Langobarden trennten sich in ein Lan und in ein Seebenevent.

Auf dem Gegensatz von See- und Landbenevent beruht es, wenn jetzt die razenengefahr droht. Beide werben Sarazenen gegeneinander und so kamen ese an den Golf von Salerno. Der Retter wurde Kaiser Ludwig II. und mit m im Bunde haben sich die Amalfitaner bewährt. Vom Kaiser erhalten sie e Insel Capri zum Lohn; ihre große Zeit bricht nun an.

Amalfi ist an sich so gut wie vom Lande abgeschlossen gewesen. Ganz auf e See gewiesen, nimmt es unter den Schutzplätzen Italiens eine Sonder-ellung ein. Es ähnelt in manchem Venedig, nur daß es kaiserlich ist.

Die Betrachtung der Schutzplätze an der tyrrhenischen Küste geschah am esten im Anschluß an die von Osten kommende griechische Kolonisation.

Im Zusammenhang mit der Betrachtung der Südwestspitze des italischen estlands werfen wir nun einen Blick auf die Insel Sizilien, die in der Ge-hichte Italiens eine sehr wichtige Rolle gespielt hat.

SIZILIEN

Der Übergang über die Meerenge von Messina hat die Römer in eine ganz eue Sphäre geführt.

Abgesehen davon, daß die Griechen, die über den Joniossund kamen, den arentiner Golf ausfahrend, auch notwendig schließlich zu den Küsten Siziliens ommen mußten, wo dann zuerst Jonier, dann Dorer ihre Kolonien ansetzen, g Sizilien noch in einer anderen Linie des antiken Verkehrs.

Die Phönikier machten ihre Fahrten von Tyros nach Westen in der Form, aß sie an den Südküsten zweier langgestreckter Inseln entlang fuhren; die üdküste Kretas und die Südküste Siziliens wiesen den Phönikiern den Weg ach Spanien. Auf dieser Fahrt kamen die Phönikier in ein eigenartiges Meer, welches sich von drei Seiten Landspitzen erstrecken, die Südspitze Sardiniens, e Westspitze Siziliens und die Nordspitze Afrikas. Dies Meer wurde für die hönikier von größter Bedeutung, denn hier gabelte sich ihr Weg. Sie konnten der Nordküste Afrikas weiterfahren. So kamen sie um die Südspitze Spanien erum nach Gades (Cadix); die Meerenge von Gibraltar ist das fretum Gadi-num. Oder aber sie fuhren an der Südspitze Sardiniens vorbei und kamen ber Balearen und Pityusen an die Westküste Spaniens. Es ist nichts ver-ändlicher, als daß sich das Schwergewicht der Phönikier nach der Zerstörung on Tyros an die große Weggabel westlich Siziliens legt. Karthago wird die achfolgerin von Tyros. Das ganze Westmeer wird ausschließlich Eigentum er Phönikier und hier haben sie Andere nicht geduldet. Von Karthago aus ird das Westmeer verriegelt. Für die Griechen hört die Welt mit den gatischen Inseln auf. Sie sind die Ziegeninseln des Homer.

Bei den Fahrten der alten Phönikier müssen Hin- und Rückfahrt unter-hieden werden; für beide Fahrten kommen oft verschiedene Anlegestellen in

Betracht. Haben für die Fahrt nach Osten die Südspitze Sardiniens und di Westspitze Siziliens parallele Bedeutung, so haben für die Fahrt nach Weste die Südostspitze Sardiniens und die Südostspitze Siziliens eine gleichwertig Lage. Ohne Zweifel saßen die Phönikier auch einmal in Syracus. Die Be deutung der Südspitze Sardiniens ist also doppelwertig, was in der Durch fahrt des Golfs von Palmas, an welcher das phönikische Sulci lag, klar zun Ausdruck kommt. Der Fall von Tyros hat hier indes notwendig Verände rungen gebracht. Die Südküste von Sizilien verlor ihre alte Bedeutun für die Karthager und ebenso die Südostspitze dieser Insel. Ihre Nachfolge werden die Griechen an diesen Küsten; gewiß nicht zufällig fanden kretisch Dorer diesen Weg.

Die Griechenstädte, die an der Südküste entstanden, forderten die Karthage heraus. Die Not vor ständigen Angriffen von See aus züchtete auf der Süd küste der Insel die Tyrannis, die für die sizilianischen Griechen charakteristisc wird; von der Südküste kommt die Tyrannis nach Syracus. Syracus komm zu großer Blüte, bis dann hier nach dem Tode des zweiten Dionys alles zu sammenbricht. Der letzte Tyrann von Syracus war Agathokles.

Unter den Söldnern des Agathokles finden wir Campaner. Die in die Eben hinabgestiegenen, dort oskisierten Samniten wurden Campaner genannt. Eben solchen Campanern — diese standen in einer römischen Legion — war drübe jenseits der Meerenge Rhegion anvertraut. Die römische Legion in Rhegio meuterte während des Tarentiner Kriegs und bemächtigte sich der Stadt. Di Campaner des Agathokles setzten sich gegenüber auf der sizilianischen Seit in Messana fest.

Die Legion in Rhegion verfiel dem Henker, wie sie verdiente; dem hätte auch die sogenannten Mamertiner in Messana gehört. Aber hier kam e anders. Als die Mamertiner, von Syracus auf das äußerste bedrängt, de Römern Messana anboten, widerstanden die Römer dieser Versuchung nich Sie mußten rechnen, wenn sie nicht selbst zugriffen, die wichtige Stadt i den Händen der Phönikier landen zu sehen. Im Jahre 265 wurde daher i Rom beschlossen, den Mamertinern zu Hilfe zu kommen und sie, obgleich s Räuber und Mörder waren, aufzunehmen in den italischen Bund. Hierdurc aber wurde das Verhältnis der Römer zu den Karthagern wieder auf eine Boden zurückgeführt, auf dem vor kurzem beinahe schon einmal der Krie zwischen Rom und Karthago ausgebrochen war.

Im Jahre 272 nämlich, als die Römer Tarent belagerten, lief plötzlich ei karthagische Flotte in den Hafen von Tarent. Milo, der Befehlshaber d Burg, sah die Bürgerschaft geneigt, die Stadt den Karthagern zu überliefer Da übergab er schnell dem römischen Konsul die Burg. Nun erlebten d Karthager in Messana das gleiche Spiel.

Die Römer schienen den Karthagern zuvorgekommen zu sein, wie in Tarent, nd Karthago wich zuerst wieder aus. Als dann aber die Römer vor Messana rschienen, fanden sie dort eine karthagische Flotte im Hafen und eine karthasche Besatzung in der Burg. Mit dieser Antwort auf Tarent begann der erste unische Krieg.

Betrachten wir die Insel näher, welche zum Kampfplatz zwischen Europa nd Afrika ausersehen war.

Sizilien war schon durch seine Lage und seine Gestalt — beides verknüpft ch — eine zu historischer Bedeutung bestimmte Insel. Die Insel ist ausgeprochen dreieckig und sie liegt zentral im Mittelländischen Meer.

Die Seiten und Spitzen dieser Insel bewerten sich nach verschiedenen Gechtspunkten. Zuerst nach dem Schutz, den sie gegen den aus Südwesten rohenden Sturm bieten, sodann nach den jeder Küste gegenüberliegenden ulturzonen des Mittelmeers. Außerdem scheiden sich die Seiten von en Ecken; die letzteren sind die natürlichen Ansatzpunkte von Invasionen. ies gilt besonders von der schmalen Westspitze, weil sie sichere Flanken ewährt.

Nach diesen Gesichtspunkten fällt die Südküste, dem Südwest preisgegeben nd ohne Häfen, so gut wie aus. Die Westspitze dagegen, aufgelöst in Inseln, nit einem stark zerklüfteten Küstensaum, bot im Altertum einige ausgezeichete Häfen dar.

Unter ganz anderen Bedingungen stehen Ost- und Nordküste. Hier reiht ich ein Hafen an den anderen; jeder kleine Vorsprung gewährt Windsicherneit. Die Ostküste besitzt zwei vorzügliche Häfen, Messana und Syracus. Dau kommt der Hafen von Megara Augusta, dem nur der Ausbau fehlt, um an ler Spitze aller zu stehen.

So sehen wir eine durch Häfen stark bevorzugte Ostküste, eine der Schiffahrt im Ganzen günstige Nordküste, während die ausfallende Südküste sich igenartig in der Westspitze konzentriert.

Jede dieser Küsten öffnet sich einer anderen Kultur. Die bevorzugte Ostüste liegt frei gegenüber der Westküste Griechenlands; der Westspitze gegenber liegt das Ausfalltor von Nordafrika. Bei hellem Wetter schimmert bei ilybaeon das Hermäische Vorgebirge über den nur 120 km breiten Sund. ie Nordseite der Insel liegt gegen das binnenitalische Meer und sieht hinber nach dem Golf von Neapel, der die große Seepforte Unteritaliens ist.

Die Südküste hatte dennoch die Bedeutung, die große Handelsstraße der hönikier zu flankieren. Wir bemerken, daß es Inseldorer, Kreter, waren, ie hier den Phönikiern folgen. Kreter gründen Gela und deren Tochtertadt wird Akragas (Agrigent). In merkwürdiger Form wiederholen sich hier egensätze des östlichen Mittelmeers. So wie indes die alten großen Wege

der Schiffahrt verlassen werden, verödet die Südküste Siziliens. Das ist nach dem zweiten punischen Krieg.

Unter den Spitzen der dreieckigen Insel nimmt eine Sonderstellung die Nordspitze ein. Nur ein Riß, an seiner engsten Stelle wenig mehr als drei Kilometer breit, trennt hier die Insel vom italischen Festland. Dieser Riß nun tritt in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Sund, der Afrika von Lilybaeon trennt. Es führt also eine Brücke nach Sizilien von Afrika und eine Brücke von Sizilien nach Europa. Die eine war nur für ein Seevolk gangbar, die andere auch für ein Landvolk. So konnte Sizilien das Schlachtfeld werden für zwei Gegner, die eigentlich nicht für einander geschaffen waren. In Sizilien marschierte Afrika zweimal gegen Italien auf; zweimal wies die über See kommenden Afrikaner das europäische Festland hier zurück. Die Kämpfe der Griechen und Karthager sind hier nur ein Vorspiel; die Entscheidung bringen die Römer, die eine wirkliche Militärmacht sind; die Römer werden beider Herr. Dann kämpften hier später die Byzantiner einen Heldenkampf gegen die Araber. Sie unterlagen. Die endgültige Entscheidung aber brachten die Normannen, wieder eine reine Militärmacht, zugunsten des Abendlandes. Jedesmal aber bleibt *der* Herr, welcher über die Meerenge von Messina kommt.

Die Griechen haben beide Male Kultur gebracht; die Afrikaner haben die griechische Kultur beide Male zerstört; die siegenden Militärmächte waren kulturell neutral. Auf jede Niederwerfung des Afrikanertums ist eine Romanisierung der Insel gefolgt.

Die römische Besitznahme der Insel hat sich gleichwohl ganz anders als die Besitznahme der Normannen ausgewirkt. Einmal kommt jetzt das italische Element auf der Insel empor, welches bisher von Griechen und Karthagern niedergehalten war. Dann aber herrscht jetzt auf der Insel überhaupt kein Seevolk mehr. Die Küsten treten zurück, die Insel verliert etwas von ihrer insularen Eigenheit. Die Südküste hat gar keine Rolle mehr gespielt. Jener große phönikische Verkehr über See, der das Meer beherrschte, aber auf demselben auch Ordnung hielt, hört auf. Es folgt jetzt eine Anarchie auf dem Meer, gegen welche die Römer Jahrhunderte wehrlos waren. Dem Seeräuberunwesen um Italien herum hat erst Augustus ein Ende gemacht.

Die Bedeutung der Insel in der Kaiserzeit ist nur eine Kornkammer Roms zu sein. Zu politischer Bedeutung kommt die Insel erst wieder in der Zeit der Völkerwanderung. Aber alles kehrt sich nun wieder um. Vor allem gewinnt die Insel ihren alten insularen Charakter zurück.

Am Ausgang der antiken Geschichte sehen wir die Insel zentral in einem Meer liegen, über dessen Küsten die römische Kaiserzeit dahingegangen war, die nationalen und kulturellen Gegensätze, welche einst die Insel umgaben

ind verschwunden und abgestreift. Sizilien war jetzt nicht mehr der kon-
entrisch von allen Seiten gefährdete Punkt, sondern umgekehrt konnte von
Sizilien aus der Gedanke gefaßt werden, die durch die Völkerwanderung ge-
ährdeten oder verlorenen Küsten der alten politischen Mittelmeereinheit und
Kultur zurückzuerobern. Syracus wird die letzte antike Großstadt und war
bestimmt, die Weltstadt des frühen Mittelalters zu werden, bestimmt zu einer
ganz neuen eigenartigen Bedeutung. Das wurde durchkreuzt durch die arabische
Eroberung.

Die Verschiebung in der Bedeutung Siziliens kommt schon zum Ausdruck,
ls Sizilien für die Byzantiner die Kriegsbasis gegen die Vandalen und gegen
lie Ostgoten wird. Zugleich haben sich auf der Insel die Ereignisse des
VIII. Jahrhunderts v. Chr. im VI. n. Chr. wiederholt. Wie einst die Griechen
m Jahre 755 v. Chr. in Tauromenion landeten, so betrat Belisar im Jahre 536
n Catania den sizilianischen Strand. Und wie einst die Karthager, ursprüng-
lich Asiaten, zur Besitzergreifung der Insel schritten, so war es nun dasselbe
mit den Arabern von Kairwan. Die Westspitze Siziliens hat für jede afrika-
nische Macht eine unwiderstehliche Anziehungskraft, aber nie ist es wirkliches
Afrikanertum. Auch die Vandalen haben die Hand nach ihr ausgestreckt.
Sie wurde die Hochzeitsgabe des Gotenkönigs, als Amalafreda zu den Vandalen
ging. —

Die arabische Eroberung füllt fast ein Jahrhundert aus. Es wird hier von
Bedeutung, daß Palermo über ein Menschenalter vor Syracus in die Hände
der Sarazenen fällt. So wurde Palermo ihre Stadt. Da die spätere Verbin-
dung der Insel mit Italien über Neapel geht, ist Syracus als Hauptstadt der
Insel nicht mehr in Frage gekommen.

Die Araber konnten von Sizilien aus zu einer großen Gefahr für Europa
werden. Da wurde aber Palermo im X. Jahrhundert ein eignes Emirat und
damit war die Gefahr vorüber. Jetzt war Sizilien nicht mehr die Brücke des
Islam, das Bindeglied zwischen Afrika und dem Festland Italien; jetzt legt es
sich als Zwischenglied sperrend und trennend zwischen Italien und Afrika.
Sizilien allein hat nicht die Kraft, Italien gefährlich zu sein.

Die Westspitze hat ihre Bedeutung behalten; im XII. Jahrhundert betraten
hier die Aragonesen die Insel; Garibaldi landete hier im Jahre 1860. Dennoch
ist heute, wo das klassische Ausfalltor Afrikas in der Hand der Franzosen,
wieder eines Fremdvolks, ist, die Lage verändert. Es kommt nicht mehr
darauf an, wer der Herr des alten Karthago ist, sondern jetzt ist der, welcher
den Sund zwischen Kap Bon und Marsala beherrscht, der Herr der Situation.

Es wurde die automatische Folge einer Expedition der Franzosen nach
Ägypten, daß zwischen Franzosen und Engländern der Kampf um Malta ent-
brannte. Und so sind es heute nicht die Franzosen und nicht die Italiener,

sondern die Engländer, welche die Durchfahrt beherrschen, die das Mittelmeer in zwei Teile teilt.

An dieser Durchfahrt mißt man erst die große Bedeutung der Maltagruppe, die nur um die Länge Siziliens nach Osten vorgeschoben, mit einem vorzüglichen der Sturmseite abgekehrten Hafen sich wie eine Festung vor den wichtigen Mittelmeerpaß legt. Die Phönikier und die Engländer haben sie ganz verwandt benutzt. Den Phönikiern hat sie schon geholfen, das Westmeer abzuschließen gegen das Griechenmeer. Ein Riegel ist sie auch in englischer Hand.

Es ist bemerkenswert, wie solche Sperren den ersten Ausgangspunkt bildeten für die Entwicklung der englischen Seeherrschaft. Zuerst erkannte man die günstige Lage Englands selbst, welches an sich so liegt, daß es den amerikanischen Handel von der Nord- und Ostsee abschließen kann. Dieselbe Möglichkeit für das Mittelmeer gewährt Gibraltar. Die Besitznahme der Maltagruppe ist dann der nächste Schritt. Daß die Dardanellen nicht in russische, der Sund nicht in russische oder deutsche Hände komme, das durchzusetzen, wurde englisches Prinzip. Greifen die Franzosen nach der Westspitze Siziliens, so ist der Krieg zwischen England und Frankreich da. —

DER NORDWEST- UND DER NORDOSTAUSGANG ITALIENS IM ALTERTUM

Wir hatten gesehen, wie eine ausschlaggebende Grenze für die Römer im Norden die große Sumpfzone des Arno wurde. Die Römer wurden hier östlich über den Appenin geführt; westlich kamen sie an das Tyrrhenische Meer. Die Seeflanke ist der alte Hafen Pisae, welches heute Landstadt ist. Der Arno und der Serchio, einst sein Nebenfluß, bauten Land und drängten die Stadt vom Meer.

Es war durch den Arnosumpf, daß Ligurien früh für die Römer zu großer Bedeutung kam. Sie unterwarfen die Ligurer und gründeten auf ihrem Gebiet Luna und Genua, beides Häfen und Landplätze zugleich, denn von ihnen aus gehen zwei wichtige Pässe über den Appenin. Endlich gründeten sie Cemelenum Cimiez an der Bucht von Villafranca vor dem Paß, der zwischen Meer und Seealpen der einzige Ausgang Liguriens nach Westen ist. In diesem Vorland aber befinden sich die Römer in einem Gebiet, welches für sie ähnliche Bedeutung wie Sizilien gewinnt. Auf der Reede von Villafranca werden die römischen Legionen eingeschifft nach Spanien; vor allem ist es aber die alte Beziehung Roms zu Massilia (Marseille), auf welchen der römische Einfluß, dann die römische Herrschaft zwischen Alpen und Pyrenäen erwächst. Massilia war seit alter Zeit mit den Römern befreundet; es schließt sich nach dem zweiten punischen Krieg eng an die Römer an. Es wurde dann der entscheidende Sieg, den im Jahre 121 v. Chr. Qu. Fabius Maximus über die

rverner erfocht, der die Römer im Rhonegebiet zur Macht kommen ließ und e damit auf eine Straße setzte, deren Endpunkt, wenn man so will, auf der nen Seite in Paris liegt, auf der anderen Seite in Mainz. Der Weg führt n die Burgunder Pforte und an den Paß von Dijon. Daß die Römer die tellung vor dem Paß von Dijon gewannen, ist auch ein Ergebnis der Niederage des Ariovist. Das Vordringen der Römer auf diesen Straßen wurde einstveilen noch aufgehalten durch die gegen die Gracchen in Rom sich erhebende eaktion.

Die Römer haben den Rhein früh als die Linie erkannt, von welcher aus allien am einfachsten zu beherrschen war. Gallien ist vom Rhein her den ömern unterworfen worden, nicht etwa daß die Römer Germanien von Gallien us betreten hätten. Der Rhein wendet sich in der Hand der Römer offensiv egen Gallien, defensiv gegen Germanien. Die Römer haben bewunderungsvürdig früh eingesehen, daß die Abriegelung der Germanen von der Burgunder Pforte nicht reichte, und daß, wenn sie Gallien beherrschen wollten, vor allem uch der Niederrhein gegen die germanische Invasion abzuriegeln war. Daß aesar unmittelbar nach dem Sieg über den Ariovist schon diesen Schluß ezogen hat, zeigt, wie überlegen er war. Erst die Verhältnisse am Niederhein sind es dann gewesen, welche die Römer in das Innere Germaniens ührten; auf diese besonderen Verhältnisse kommen wir bei der Darstellung ler deutschen Geschichte zurück.

In der Nordostecke Italiens finden wir Massilia entsprechend Aquileja, welches ine latinische Kolonie vom Jahre 181 v. Chr. ist. An keiner Stelle dringt das Mittelmeer tiefer nach Norden ein; an keiner Stelle finden sich bequemere Übergänge über die Gebirgsmauer, welche Italien im Norden umgibt.

Der Platz Aquileja ist nicht auf unsere Zeit gekommen, aber die Kombination, lie ihn charakterisiert, ist unzerstörbar. Sie beruht auf der Verbindung von nehreren Gesichtspunkten. Zuerst ist hier das natürliche Tor, welches Italien len großen kontinentalen Invasionen geöffnet hat; im Frieden der natürliche Umschlagplatz der Güter des Mittelmeergebiets, die nach den Donauländern gehen. Dann ist hier aber auch zugleich die Nahtstelle zwischen dem Osten und Westen des europäischen Mittelmeergebiets. Diese Nahtstelle sowohl wie lie Handelsstadt zeigen sich in dreifacher Form. Venedig wurde die Nachfolgerin Aquilejas; auf Venedig folgte Triest. Aquileja zwischen Ostrom und Westrom schien so wichtig zu sein, daß Theodosius daran denken konnte, hierhin die Hauptstadt des Reiches zu verlegen. Im Mittelalter erhebt sich Venedig an der Berührungsecke des Abendlandes und Morgenlandes zu einer selbständigen Weltmacht zwischen beiden. Die Erbin von Aquileja und Venedig wurde Triest. Das österreichische Fundament dieses Platzes ist jetzt zertrümmert; seine Zukunft ist international.

Zwischen den beiden wichtigen Grenzen und Eingängen im Nordwesten und Nordosten Italiens liegt im Altertum die Poebene wie ein großes neutrales Gebiet, dessen Bedeutung in seinem natürlichen Reichtum und der sich hier immer wieder aufzüchtenden großen Bevölkerung liegt. So drückt dies Gebiet auf das südlich davon liegende Italien von selbst. Als ein natürliches Glacis vor dem Apennin wird dies Gebiet zum natürlichen Schlachtfeld Italiens; es ist aber zugleich auch ein natürliches Glacis des Ostens gegen den Westen, des Westens gegen den Osten, wodurch das Poland das große Schlachtfeld Europas wird.

Wenn die Römer hier auch zuerst hart mit der gallischen Bevölkerung umgesprungen sind, ausgerottet haben sie dieselbe nicht. Jenseits des Po blieb mehr erhalten als diesseits (in römischem Sinn); im Osten weniger als im Westen, wenn auch dort zu Augustus Zeiten noch das ganze Volk der Salasser auf dem Sklavenmarkt verschwand. Im Osten allein wurde das gallische Element ganz verdrängt. Der venezianische Dialekt enthält nicht die unitalienische Färbung, die den Dialekten rechts des Oglio eigen ist.

Für das Mittelalter gewann die Poebene dadurch Bedeutung, daß hier allein die altitalische Städtekultur, die im Süden verdorrte, zum zweitenmal Blüten trieb. Unter ganz besonderen Bedingungen! Denn eben dies Pogebiet wird das Gebiet der intensivsten Reibung und Durchdringung romanischer und germanischer Kultur. Hier entsteht die romanische Baukunst. Hier wird ferner das Mittelalter geboren, und hier erreicht es kulturell wohl seinen Höhepunkt. Hier, die günstige Zeit des Kampfes zwischen Kaiser und Papst wahrnehmend, erhebt sich zuerst der dritte Stand.

DAS NACHANTIKE ITALIEN

Nachdem wir die Wege der italischen Geschichte im Altertum darzustellen versucht haben, bleibt uns ein kurzer Blick auf die Entwicklung in nachantiker Zeit. In dieser Zeit sehen wir mit Erstaunen, wie sich das Schwergewicht auf politische Landschaften legt, die im Altertum gar nicht bestanden. Es erscheinen neu der Kirchenstaat, Toscana, Venedig, die Lombardei, Savoyen und Genua. Sie beginnen die Geschichte Italiens zu beherrschen, aber man könnte nicht sagen, daß — einzelne Momente ausgenommen — von einem dieser Gebilde im Mittelalter positive italische Geschichte ausgegangen sei.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, der Entwicklung dieser neuen politischen Landschaften zu folgen; es soll nur zur Sprache gebracht werden, was sich unmittelbar aus der geographischen Struktur ableiten läßt.

Der Kirchenstaat ist noch am meisten der Nachfolger einer antiken Idee. Er baut sich auf jener Überquerung des Appenin im Zuge des Passes von

heggia auf, die wir schon kennen. Am Kopf der einen Seite dieses Über-
nges liegt Ravenna; am Kopf der anderen Seite liegt Rom.

Die Straße Rom—Ravenna hat auf jeder Seite des Appenin eine Sperre;
f der tyrrhenischen Seite ist dies Spoleto; auf der adriatischen Seite war
e flaminische Straße durch die Furloschlucht zu sperren, die wenig abwärts
s Passes von Scheggia liegt. Beide Sperren haben sich politisch und
storisch ausgewirkt.

Die Sperre von Spoleto wurde der Sitz eines mächtigen langobardischen
erzogtums, dessen natürlicher Beruf war, den Druck, der von hier gegen
om möglich war, auszuspielen gegen das langobardische Königtum. Als dies
önigtum unterging, rettete sich der Herzog von Spelota durch Übergang zum
apst. Will man einen Ausdruck anticipieren, der erst dem späteren Mittel-
ter gehört, so war Spoleto der gegebene Platz für das Emporkommen von
ögten des Papsttums in älterer Zeit. Die Spoletiner wurden, als die Karo-
nger niedergingen, ganz folgerichtig Prätendenten für das Kaisertum.

Es war das Schicksal Spoletos, vom Papst aufgesogen zu werden. Als päpst-
ches Gegenspoleto kommt das frühmittelalterliche Perugia empor,

Auf der adriatischen Seite ist grundlegend, wie man die Furloschlucht um-
eht. Die Via Flaminia kommt an den Metaurus hinab und erreicht die
üstenstraße in Fanum Fortunae (Fano). Dieser Ort ist der eigentliche Kopf
er Straße am adriatischen Meer. Man kann vor der Sperre das nördliche
achbartal des Pisaurus gewinnen; dann kommt man in Pisaurum (Pesaro)
n die Küste. Man kann aber auch südlich den Misa abwärts gehen und
rreicht dann in Sena Gallica (Sinigaglia) die See. So kommen wir schon auf
rei natürliche Köpfe der Via Flaminia. Rechnet man zu diesen noch im
orden und Süden Ariminum und Ancona, die Riegel dieses adriatischen
üstenlands, dann kommt man auf 5 militärische wichtige Straßenköpfe in
iesem Küstengebiet. Diese Plätze haben politisch keine Gegensätze gebildet,
ondern sie einigten sich in der griechischen Pentapolis, welche zur Zeit der
riechenherrschaft als eignes Ducat neben das Exarchat von Ravenna trat.

Zur Römerzeit ist es die Metauruslinie, welche obenansteht, und alles
rientiert sich nach Rom; im Mittelalter wird es die Pisauruslinie, welche in
en Vordergrund tritt. Zur Zeit der Republik wurde also die Schlacht am
etaurus an einer sehr bedeutsamen Stelle geschlagen; im Mittelalter kommt
er Platz empor, der den Pisaurusweg beherrscht. Dies ist Urbino. Die Wurzeln
er Republik San Marino gehen in diese Verhältnisse hinab.

Ravenna hatte für das deutsche Kaisertum eine ganz ähnliche Bedeutung
ie für Byzanz. Die Griechen waren politisch, die Deutschen waren es nicht.
ie Griechen taten alles, um den Erzbischof von Ravenna zu halten gegen
en Papst. Sie vereinigten Ravenna und die Pentapolis militärisch gleichsam

zu einer Festung; später im 7. Jahrhundert machten sie den Erzbischof kirch-
lich unabhängig von Rom. Der griechischen Politik tritt gegenüber das Ver-
sagen Karls des Großen und Ottos III. Karl lieferte Ravenna dem Papst aus;
Otto übergiebt dem Papst 8 Grafschaften in diesem Gebiet, nämlich Ancona,
Sinigaglia, Pesaro und Fano; dazu kamen Cagli und Fossombrone an der
Furloschlucht und endlich die Grafschaften Jesi und Osimo, von denen Osimo
eine Ergänzung von Ancona ist und Jesi (Aesis) eben am Aesis liegt, dem aufwärts
folgend man von Ancona zum Paß von Scheggia gelangt. Diese 8 Grafschaften
sind die frühmittelalterliche Form der Pentapolis. Das ganze Gebiet ist nach
seiner politischen Entwicklung in byzantinischer Zeit gegen Rom orientiert:
Ravenna ist der natürliche Ausgangspunkt der Römerzüge, von denen die
ersten, wenn man so will, Züge von Exarchen gewesen sind. Ravenna ist die
natürliche Basis für den Romzug des deutschen Königs, der in Placentia, wo er
italischen Boden betritt, auf der Straße nach Ravenna steht, und in Ravenna
auf der Straße nach Rom. Ravenna ist seinem ganzen Wesen nach antik.
kaiserlich und konservativ; das päpstliche Rom ist antikaiserlich und revolu-
tionär. Erst mit der Kapitulation Ravennas vor dem Papst ist daher der Sieg
des Papsttums ganz entschieden gewesen. Eigentlich ist der Erzbischof von
Ravenna der Nachfolger des Exarchen, der Exarch der Nachfolger des Theodo-
rich, Theodorich der Nachfolger des Odovakar, der wieder der Nachfolger des
letzten weströmischen Kaisers ist. In der Hand des römischen Papstes wurde
Ravenna sich selbst zum Widerspruch und damit hört sein politisch-historisches
Leben auf.

Auf der Basis ganz neuer geographischer Bedingungen erhebt sich das mittel-
alterliche Toscana.

Die eigentliche Teilungslinie des alten Etrurien, dasselbe von Westen nach
Osten querend, liegt in der Linie des Monte Amiata, des großen, aber er-
loschenen Vulkans, mit dem die vulkanische Zone Italiens im Norden ihren
Abschluß erreicht. Nördlich dieser Linie finden wir in der Kaiserzeit anno-
narisches, im Süden suburbicarisches Land, das heißt der Süden steht unter
Senatsverwaltung, der Norden steht unter kaiserlicher Verwaltung. Diese
Teilung hat über das Mittelalter hin Bestand gehabt; auch hier unterscheiden
wir ein suburbicarisches und ein kaiserliches Land. Indeß suburbicarisch be-
deutet nun zugehörig zum patrimonium Petri, während der Norden zu Reichs-
italien gehört. Diese Teilung ist nun nicht die, welche uns hier interessiert.
Uns interessiert eine unerwartete Teilung, die sich senkrecht auf die andere
stellt.

Die Römer hatten in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. di
Via Cassia nach Norden gebaut. Ihr Kopf jenseits des Arno wurde Florentia
Die Arnobrücke gehört daher untrennbar zu Florenz.

Die Etrusker hatten über dem Arno einen wichtigen Außenplatz, Fäsulae. as römische Florentia wurde das an den Fluß herabgelegte Faesulae.

Die Via Cassia ging über die Wasserscheide zwischen Tiber und Arno in m Zuge Clusium (Chiusi), Cortona, Aretium (Arezzo). Als in diesem Straßenbiet das Wasser seinen ohnehin nicht guten natürlichen Abfluß mit dem nde der antiken Kultur ganz einbüßte, versumpfte die Straße, wurde unngbar und ihr Verkehr wurde nach beiden Seiten auf Nebenstraßen gedrückt. on diesen war die östliche die alte Via Amerina, die links des Tibers von om aus nordwärts nach Perusia lief, die nun auch deswegen zur Bedeutung m, weil sie das langobardische Spoleto umging. Die westliche Seitenstraße er ist der Weg, der durch das Elsatal über die Wasserscheide nördlich des onte Amiata führt. An diesen beiden Straßen erblühen nun zwei mittelterliche Städte; heute wieder abseits liegend, sind sie als die altertümlichsten ittelitalischen Städte bekannt. Auf der Wasserscheide zwischen Elsa und mbrone thront Siena; an der Via Amerina liegt Todi.

Die Straße über Siena indes kam in eine ganz besondere Konjunktur. Die ranken hatten an die italischen Küsten gerade wie an ihre Landgrenzen arkgrafen gesetzt. Der Mark Fermo und der Mark Ancona an der Adria tspricht ihre Mark Tuscien am Tyrrhenischen Meer. Der Markgraf sitzt f dieser Seite in Lucca; sein Hafen ist Pisa. In Pisa kommen die unzähligen änkischen Rompilger an Land, welche zur Vermeidung des öden östlichen ivierabogens die Strecke Genua—Pisa zu Schiff gefahren sind. Pisa und Lucca urden Todfeinde; schon in der fränkischen Zeit liegen die Keime hierzu.

Wir sehen nun, wie die Straße durch das Elsatal zuerst als Frankenstraße ifkommt; auf ihr ziehen alle fränkischen Pilger nach Rom. Später zieht der eutsche König diese Straße nach Rom. Es entsteht später wie von Natur ne Kombination Pisa—Siena, der eine Kombination Lucca—Florenz gegenbertritt. Auf der einen Seite verbindet sich das kaiserliche Siena mit einem aiserlichen Pisa. Auf der anderen Seite das antikaiserliche Florenz mit dem ntipisanischen Lucca. Florenz kommt eben zu Macht, weil es abseits der aiserstraße über Siena liegt. Es steht gegen den Kaiser und hält zum Papst. eit dem Gegenkönigtum Ottos IV. spricht man von dieser Gegenpartei auch s von der Partei des Welfen — der welfischen Partei.

Die Herzoge von Toscana einigten das Land. Siena machten ihnen die panier zum Geschenk. Von Papstes Gnaden wurde der Herzog von Toscana n Jahre 1569 Großherzog, als er die ihm vertrauenden Protestanten der nquisition übergab. Die Großherzoge hatten ein natürliches Interesse daran, ie alte Via Cassia wieder zu Ehren zu bringen, das war bei ihnen schon ynastische Politik. Sie trockneten das Chianatal aus und verlegten die Wasserscheide zwischen Arno und Tiber bis in die Gegend von Chiusi hinauf. Nun

ging der große Verkehr wieder im Zuge der alten Via Cassia nach Rom unc sein Ausgangspunkt ist Florenz.

Das, was uns das mittelalterliche Italien in vielen Fällen verständlich macht ist die Betrachtung von Norden her, anstatt von Rom. Die politische Kon-junktur Toscanas liegt in der Beherrschung der Wege nach Rom, ist also mittelalterlich. Ein Kaiser Friedrich II. konnte hierauf den Gedanken auf-bauen, von Toscana aus Oberitalien und Florenz abzuriegeln vom Kirchen-staat. Er versuchte die Verbindung zwischen dem Reichsland am Tyrrhenischen Meer und dem Reichsland an der Adria herzustellen. Nach dem Verlus Viterbos hat er mehrere Jahre in Grosseto residiert, wo er Seeverbindung mi dem Königreich Sizilien besaß. Der Zug des Kaisers nach Città di castelle im oberen Tibertal hatte den Zweck, das Zwischenland zwischen Osten unc Westen unter seine Herrschaft zu zwingen. —

Wichtig für die Lage von Florenz ist, daß es im Brennpunkt eines größeren Appeninbogens liegt; es vereinigt sich daher eine ganze Reihe von Wegen übe den Appenin in Florenz. Auf diese Weise konnte es nicht ausbleiben, daß de Florentiner Einfluß sich auch jenseits des Appenin geltend machte. Wi kommen hierauf bei der Betrachtung Oberitaliens zurück.

Für die Lombardei ist von großer politischer Bedeutung geworden, daß de Po durch den Tessin an den Appenin gedrängt wird, und so abwärts Pavi ein Paß zwischen Gebirge und Fluß entsteht, der das ganze Land rechts de Po in zwei getrennte Teile zerlegt. Der Paß von Stradella ist das Gegenstück zum alten Paß von Caesena. Die feste Stadt Ticinum (Pavia) oberhalb de einen ist zugleich das Gegenstück zu dem sicheren Ravenna oberhalb de anderen. In Ticinum (Pavia) finden wir die zweite Germanenresidenz, nach dem Ravenna die erste war. Ticinum (Pavia) ist die natürliche sichere Basi gegen die Aemilia von Westen her, wie Ravenna (Ariminum) eine solche vo Osten her war. Die eine kommt in der Hand der Römer empor, die ander notwendig in der Hand der Germanen. Der Platz Ravenna war widersinni für die Germanen, weil er nach der verkehrten Seite sah. Es ist sehr fraglich ob die Ostgoten in Ticinum oder in Verona die Katastrophe erlebt hätten, di Ravenna für sie fast im Schoße trug.

In diesen wenigen Sätzen finden wir schon einen wichtigen Schlüssel für da Verständnis der mittelalterlichen Geschichte der Lombardei.

Die Bedeutung Ticinums (Pavias) beruht nun nicht nur auf seiner Lage vo dem Engpaß, sondern auch darauf, daß dieser von hier aus zu umgehen is Zur Umgehung des Passes haben die Römer die Wege von Placentia un Cremona her zur Verfügung gehabt. Die Straße von Cremona führt über Lod Das ist aber von Süden her gesehen. Von Norden her beherrscht Mailand di Situation. Mailand tritt daher im Mittelalter an die erste Stelle.

Man pflegt von Mailand immer zu sagen, es sei der Platz, der im Brenn-
nkt der zentralen Alpenübergänge liege. Das kann aber nicht seine erste
deutung gewesen sein. Es sind zuerst weniger die Alpenstraßen als die
eritalischen Straßen, die hier ihre Verknüpfung finden. Hier sieht man
ort, daß eigentlich zwei Städte Konkurrentinnen waren, nämlich Lodi und
ailand.

In Konstanz erschienen die Boten von Lodi vor dem Rotbart. Sie klagten,
Mailänder hätten ihre Stadt zerstört und sie selbst gezwungen, sich an
r offenen Orten anzusiedeln; auch an diesen würden die Lodesen von den
ailändern verfolgt. Mailand und Lodi schlossen sich also auch im 12. Jahr-
ndert noch aus. — Aber der Wechsel der Zeiten steht unmittelbar bevor!
Betrachten wir die älteste Römerstraße in diesem Poland; es ist die Via
milia. Sie läuft von Ariminum nach Placentia; aber es ist klar, daß es nicht
nge die Idee dieser Straße gewesen sein kann, sich in Placentia blind zu
ufen, wahrscheinlich sogar dies nie gewesen ist. Als die Straße gebaut wurde,
stehen schon lange zwei Römerplätze am Po. Placentia und Cremona sind die
iden Römerfestungen, deren Gründung vor die Erbauung der Straße fällt.
Die Via Aemilia gabelt sich in Regium Lepidum (Reggio) nach beiden Festun-
n hin, die Straßenäste treffen dann aber jenseits derselben wieder zusammen
Lodi. Von Lodi zieht die vereinigte Straße dann weiter nach Mailand in
r alten Straßenrichtung, als ob diese durch die Gabelung niemals eine Ab-
nkung erfahren hätte.

Es ist verständlich, daß ein Lodi, welches die Straßen nach Cremona und
acentia mit zwei Poübergängen beherrscht, für die Mailänder von größter
deutung wurde, sobald ein deutscher König wirklich italienische Politik zu
eiben begann. Wir sehen den Rotbart Mailand zerstören und Lodi wieder
fbauen, gewiß an sich ein bemerkenswerter Gegensatz. Aber der Kaiser
ut das neue Lodi an der Adda auf und damit wird das neue Lodi etwas
nz anderes als es vor der Zerstörung durch die Mailänder gewesen war.
s alte Lodi war die Basis gegen Cremona und Placentia von Norden her ge-
orden; das neue Lodi ist nur ein Addaübergang und hat Bedeutung für
n deutschen König von Osten her. Hat nun Friedrich I. die Lage Lodis
rkannt?

Der große Kampf um Lodi erhält eine instruktive Ergänzung durch den
eiten großen analogen Kampf, den derselbe Kaiser um Tortona ausge-
hten hat.

Von Tortona gabelt sich die Straße von altersher vor den beiden wichtig-
n Pässen über den ligurischen Appenin. Von hier aus geht der Weg über
n Col del Altare nach Savona, vor allem aber über den Col dei Giovi nach
nua. Tortona, der gemeinsame Riegel für beide Paßstraßen, wird durch

Friedrich I. im Jahre 1155 zerstört. In der Folge entsteht dann Alessandri welches von den Appeninpässen nur den westlichen über den Col del Alta sperrt. Wohl aber sperrt die neue Festung außerdem noch den Durchgan zwischen dem Appenin und den Bergen des Montferrat. Das hat nun abe in staufischer Zeit nicht so sehr viel heißen wollen. Die Montferrater – ihre Urgroßmutter war angeblich eine Tochter Ottos I. — waren gut kaiserlic Vielleicht aber ist der Gedanke Alessandrias weniger, den Weg hier zu schließe als ihn zu öffnen — für Frankreich. Das ist päpstlich gegen den Kaiser ge dacht. Halten wir nun die beiden Neugründungen des 12. Jahrhunder nebeneinander, so erscheint in ihnen verbunden äußerst plastisch die Um wertung, die das Mittelalter bringt.

Auch die Plätze der Via Aemilia erfahren jetzt eine Umstellung dadurc daß sie von Norden zu sehen sind, denn jeder dieser Plätze ist die Pforte z einem Appeninübergang.

Man kann diese Appeninübergänge in zwei Gruppen teilen. Die östlich wird von den Übergängen gebildet in das Mugello und nach Florenz; di westliche führt an den unteren Arno in das Gebiet der Zugänge zum Elsat und an das Tyrrhenische Meer. Die östliche Gruppe hat die Tendenz, unte die Herrschaft der Florentiner zu kommen; die westliche bildet einen Teil de großen Kaiserstraße nach Rom. Beide Gruppen berühren sich in Bologn Bologna hat zwei Pässe. Von Bologna führt der Futapaß nach Florenz, wäh rend man Reno aufwärts steigend jenseits der Wasserscheide nach dem kaise lichen Pistoia gelangt. Für die Stellung Bolognas, von Haus aus kaiserlic wird es daher entscheidend, als Pistoia in die Hände der Florentiner ger (1223). Nun geht auch Bologna dem Kaiser verloren und über zum Paps Für den Kaiser wird aber nun Parma der letzte Straßenschlüssel über de Appenin. Von Parma aus kommt man über den Paß von Pontremoli an d Tyrrhenische Meer; den jenseitigen Kopf Luna haben wir schon erwähnt. D Niederlage des Kaisers vor Parma im Jahre 1248 wird daher für den Kais fast verhängnisvoll.

Auch um Faenza ist einmal schwer gekämpft worden. Von hier aus füh der Paß von Casa Alpe über den Appenin. Faenza hat seine besondere B deutung dadurch gehabt, daß es in Reichweite der Venezianer lag. Der B sitz Faenzas trennte Venedig von Florenz. Friedrich II. hat acht Monate v Faenza gelegen und die Stadt erobert (1240).

Als die zentralen Alpenpässe in die Hände der Schweizer kamen, wurde d Bedeutung Mailands in mittelalterlichem Sinne mehr zurückgedrängt. Ab es wird in anderem Sinne begehrenswert als das reichste Herzogtum der We Hier entsteht der lockende Kampfpreis, der zwischen den oberitalischen Flank liegt.

Valentine, die Schwester des letzten Herzogs aus dem Hause Visconti, heiratete ıdwig von Orleans. Als die direkten Nachkommen Valentines den französihen Thron bestiegen, haben sie mit Valentine ihre Ansprüche auf das deutne Reichslehen Mailand begründet.

Aber vier Jahre, bevor Ludwig XII. König von Frankreich wurde, heiratete anca Maria Sforza den deutschen König Maximilian. Seitdem ist das erzogtum das Kampfobjekt zwischen den Habsburgern und den Valois. e Habsburger bleiben siegreich, aber indem Mailand ihrer spanischen nie zufällt, wird es zugleich tatsächlich neutralisiert. Sowie indes die anischen Habsburger aussterben, bricht der Krieg wieder aus, um so unabendbarer, als in die alte spanische Machtstellung mittlerweile Frankreich ngetreten ist. —

Die Zeiten ändern sich. Als im Jahre 1814 Österreich nochmals nach Oberalien griff, ist es ein Mißgriff gewesen. Das Schwergewicht des modernen alien liegt in Mailand, nicht in Rom. Die künftige Hauptstadt Italiens wird nmal Mailand sein. Das würde aber bedeuten die sofortige Aufrollung der age des Tessin. —

Zu einer ganz besonderen Rolle war während des Mittelalters das untere ogebiet bestimmt. Es war der Druck des langobardischen Friaul gewesen, elcher die Römerstädte Venetiens nach und nach in die Lagunen drückte nd sie zwang, auf dem Wasser zu leben, wo sie allein sicher vor den Langoırden waren. So erwächst im Wasser eine oströmische Provinz. Ihre Städte ıtstehen zunächst wahllos da, wo jedesmal nach der Zerstörung einer Stadt ıf dem Lande der nächste Schutzplatz im Wasser liegt. So erheben sich rado, Caorle, Torcello, Malamocco, Heracliana als Nachfolgerinnen von quileja, Concordia, Altinum, Patavium und Opitergium. Aber von diesen ädten wird keine die Lagunen je beherrschen, denn keine hat einen politisch erfür ausgesuchten Platz. Malamocco ist vielleicht ausgenommen, weil es lein schon in ein bestimmtes Verhältnis zu den wichtigen Einfahrten in die agune tritt. Im Anschluß an die wichtigste dieser Einfahrten, den Porto di lo, kommt endlich der Platz in Aufnahme, der bestimmt ist, diese ganze erkwürdige Wasserprovinz aufzusaugen und später zu personifizieren. Das die Stadt Rialto, die später auch den Namen des Ganzen, Venezia, trägt. rst im XII. Jahrhundert ist der Prozeß vollendet.

Es war die Eigenheit dieser Seeprovinz, ein Vorposten des Ostreichs geieben zu sein, als das italische Festland die Beute der Franken wurde. So onnte Venezien, als die Franken mit Ostrom brachen, den Handel mit dem sten monopolartig entwickeln. Denn dieser Handel fiel ihm nun allein in e Hand. Alle anderen italischen Hafenplätze, die als Konkurrenten der enezianer in Betracht kamen, schaltete der Krieg aus. Schließlich blieb

Venezien, trotzdem es der Kaiser in der Hand gehabt hätte, doch bei Byzan Karl der Große hat, als er das Abendland neuordnete, Venedig vergessen.

Die Stellung dieser Venezianer ist nun zwischen Abend und Morgen. Da Morgenland ist in Ostrom bis zu einem gewissen Grade stehen geblieben; da Abendland wird von den Franken neu konstituiert. Daher beginnt ein venezianische Geschichte auch erst zur Zeit Karls. In Venedig entsteht ein der charakteristischsten Gebilde, welche das Mittelalter gezeitigt hat. Es is notwendig antikaiserlich und gegen Osten wie gegen Westen gekehrt; ei Gebiet eigner Kultur. Darin besteht sein Reiz. Bedingung ihrer Zwischen existenz ist die Kraftlosigkeit der Anderen. Sowie in Italien eine wirklich Reichsmacht sich gründen will, haben die Venezianer alles getan, um sie z schwächen. Sie haben den großen lombardischen Bund gegen Friedrich I. ge schürt. Sie waren die Feinde seines Sohnes und seines Enkels. Als sic Byzanz gegen die Venezianer erhob, wurde es auf deren Rechnung zerstört Sie machten hieraus einen Kreuzzug — wie Handelsvölker es zu mache pflegen. Aber sie gruben sich doch so das eigene Grab. Den Osten schwächte sie so, daß er eine Beute der Türken wurde; den Westen machten sie fü nationale Staaten frei. Bei England wiederholt sich alles genau.

Merkwürdig nun war, daß Venedig auch Macht auf dem Festland gewann Das ist eigentlich gegen jede natürliche Lagunenpolitik. Der Lagunenbewohne der auf das Festland geht, gibt dort das auf, was die Lagune gewährt, näm lich die Sicherheit. Indes, das Entstehen der terra ferma von Venedig ha einen besonderen Grund. Wir beobachten hier nochmals die Natur Italiens verflochten mit dem Bau der Geschichte dieses Landes.

Die italischen Lagunen entstehen im Gegensatz zu unseren nordischen La gunen, den Haffen, von Land aus. Der Fluß wirft mit seinen Senkstoffe vor seiner Mündung in seichtem Meer Wälle auf. Schließen diese sich, so is die Lagune fertig. Die fertige Lagune wird aber notwendig nach und nac wieder zerstört, denn die Senkstoffe des Flusses dienen jetzt nur noch dazu die Lagune aufzufüllen. Die Lagune verlandet und das Spiel beginnt vo neuem. So sehen wir an der adriatischen Küste die Lagunen gehen un kommen. Aber die Venezianer gebieten diesem Wechsel Halt. Um dem Schick sal der Verlandung zu entgehen, um sich ihre Lagune zu erhalten, treibe sie bewußte Wasserpolitik. Und eben die Politik, die den Venezianern aufge zwungen wird zur Konservierung ihrer Lagune, diese Politik führte sie au Land.

Sollte die Lagune vor Verlandung geschützt werden, so ist es klar, da die Flüsse, die sie verlanden ließen, aus derselben entfernt werden mußte Diese Flüsse leiteten die Venezianer in die Nachbarlagunen und Nachbarflüsse sie verstopften so ihren Nachbarn die Zugänge zum Meer und hielten sic

lbst diese Zugänge frei. Natürlich ging das etwa nicht in Frieden ab. So
m die Republik zu ihren Festlandkriegen. Die notwendige Verfügung
er die Flüsse des Hinterlands ist der Kern der venezianischen Terraferma-
litik.

Haben wir gesagt, daß es ein Fehlgriff Österreichs war, sich der Lombardei
bemächtigen, so kann man dies von einem österreichischen Venezien nicht
gen. Der Besitz der Nordküste der Adria hat für die Donauländer mehr
deutung fast als für Italien. Dasselbe natürliche Recht, welches Österreich
f Triest hat, kommt ihm ohne Zweifel auch auf Venedig zu, welches noch
zu sich selbst früher nicht zum eigentlichen Italien gerechnet hat.

Venezien ging den Habsburgern im Jahre 1866 verloren, aber politisch mili-
rische Bedeutung hat es für Italien nicht gewonnen, so lange es flankiert
ar von einem österreichischen Südtirol. Es war wie eine natürliche Pforte
aliens, zu welcher aber Österreich noch einen zweiten Schlüssel besaß. Der
erlust Südtirols an Italien wirkt sich am meisten auf Venezien aus. Der
ordostausgang Italiens war während des ganzen Mittelalters verriegelt; jetzt
eht ihm noch Geschichte bevor.

Es ist immerhin ein merkwürdiges Schauspiel, die Nordostecke Italiens,
inen eigentlichen Ein- und Ausgang in politischer Bedeutung, zurücktreten
sehen vor der Nordwestecke, wo die Alpen am höchsten und steilsten sind
nd das Land vor Gegnern am sichersten erscheint. Auf den ersten Blick
ar der Nordosten praedestiniert, die Wiege des italienischen Königtums zu
erden, und Verona die italienische Königstadt. Wo man sich wehren muß,
a wächst die Kraft. Es ist hier die Republik Venedig, welche die natür-
chen Verhältnisse verschiebt.

Betrachten wir noch zum Schluß kurz das obere Pogebiet. Zwei Paare von
ässen verbinden das obere Pogebiet mit dem Flußgebiet der Rhone. Die
ässe über die Bernhardsberge verbinden die Dora Baltea mit dem Wallis und
er Isère; die Pässe über den Mont Cenis und den Mont Genèvre verbinden
e Dora Riparia mit der Isère und Durance. An jeder Dora finden wir eine
alienische Königstadt. Über die Pässe kommt das Königtum, ohne Zweifel
n Königtum ganz anderer Art, als wenn es an der Etsch entstand, wo
origens das Haus Savoyen die Einheit Italiens erstritt. Das Königreich
n Westen kommt aus Hochburgund, es kommt aus Niederburgund, endlich
och weiter her, aus Paris. Jedoch die Kraft Piemonts ist anders gewachsen.
eit sich im XVI. Jahrhundert Franzosen und Habsburger zuerst in Ober-
alien begegneten, ist es klar, welche Bedeutung Piemont für die Franzosen
halten muß. Piemont wird von den Habsburgern gegen Frankreich, von
en Franzosen gegen die Habsburger ausgespielt. Es hat den Habsburgern
ine Größe zu danken, hat dann aber im XIV. Jahrhundert im Kampf gegen

Reaktion und Fremdherrschaft mit Hilfe der Franzosen und Preußen die österreichische Fremdherrschaft zur Strecke gebracht.

Wir haben gesehen, wie die politischen Landschaften des antiken Italiens zur Zeit der Völkerwanderung immer mehr an die Küste gedrückt wurden, wir haben ferner gesehen, wie die politischen Bilder, welche das römische Straßensystem schuf, sich umdrehten, sowie die politische Kraft von Norden kam anstatt von Rom. Rom selbst war lange am Erlöschen. Aber Rom ist wieder aufgelebt. Es war das römische Straßensystem, welches Rom unsterblich gemacht hat. Die römische Kirche hat sich dann des römischen Gedankens bemächtigt und mit ihm Propaganda gemacht. Da der römische Priester der Nachfolger der Cäsaren sein will, ist ihm gegenüber das universale Kaisertum vom ersten Augenblick an ein Widerspruch. Fast noch mehr aber ein König von Italien. Stets, wenn ein solches drohte, rief der Papst die Fremdherrschaft in das Land. Hierauf beruht das immer zweideutige Verhältnis, in welchem er zuerst zu den deutschen Königen, dann zu den französischen Königen, endlich zum Hause Habsburg stand.

Sehen wir nun heute das weltgebietende Papsttum und das italienische Königtum in einer gemeinsamen Residenz hausend, so ist das ein merkwürdiges Geschick. Rom zur Hauptstadt zu machen gegen bessere Erkenntnis, dazu zwang die Italiener die Geschichte und vor allem der Papst. Ließ man den Papst in Rom, so mußte man auch selbst dorthin. Rom als Hauptstadt Italiens wurde mithin eine notwendige Beigabe des Garantiegesetzes. Der Papst hat sich gut vorbereitet, den König zu empfangen. Er empfing ihn als unfehlbarer Papst mit den Ansprüchen eines Innocens III. und Bonifacius VIII. Das vatikanische Konzil hat dies gerade noch vor Torschluß unter Dach gebracht. Rom wird nicht immer die Hauptstadt Italiens sein. Aber mit der Verlegung der Hauptstadt nach Mailand beginnt eine neue Phase der Geschichte Europas. Dann schlägt auch die Schicksalsstunde der Schweiz.

H. LAUTENSACH:
LITERATURBERICHT ÜBER WERKE ERDUMSPANNENDEN UND SYSTEMATISCHEN INHALTS

Haußleiter, O. Wirtschaft und Staat als Forschungsgegenstand der Anthropogeographie und der Sozialwisssenschaften. Weltwirtschaftl. Archiv 1924. S. 408—442.

Haußleiter, O. Zur Erforschung der geographischen Einflüsse im sozialen Geschehen. Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 1924. S. 96—102.

Haußleiter, O. Rudolf Kjelléns empirische Staatslehre und ihre Wurzeln in politischer Geographie und Staatenkunde. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 1925. S. 157—198.

Im ersten seiner ungemein klar und flüssig geschriebenen Aufsätze stellt Haußleiter zunächst vier verschiedene jüngst geäußerte Anschauungen von der Aufgabe der Wirtschaftsgeographie zusammen. Nach der einen dieser Auffassungen hat die Wirtschaftsgeographie die örtliche Verteilung sämtlicher wirtschaftlichen Erscheinungen zu beschreiben und zu erklären, nach der zweiten ist sie lediglich eine Beziehungswissenschaft, die die räumliche Bedingtheit der wirtschaftlichen Erscheinungen, des Standorts wie der Organisation, zu untersuchen hat, nach der dritten erforscht sie unter dem Gesichtspunkt der Wechselwirkungen, inwiefern die Natur der betreffenden Erdstelle das Wirtschaftsleben bedingt oder beeinflußt, und wie andererseits dieses dem geographischen Bild der Landschaft ein bestimmtes Gepräge gibt. Haußleiter lehnt die beiden ersten Auffassungen ab, da sie nach ihrem Objekt einen Teil der allgemeinen oder speziellen Wirtschaftswissenschaft bilden, und weil es nicht angängig ist, diese stofflich auseinanderzureißen oder aus dem Geflecht der Ursachen wirtschaftlicher Erscheinungen die herauszugreifen, die unmittelbare räumliche Beziehungen aufweisen. Er betont dabei, daß die geographischen Naturgegebenheiten, welche die Gestaltung der Wirtschaft beeinflussen, soweit sie durch das Medium des menschlichen Bewußtseins gehen und zu Triebfedern zweckmäßigen Wirtschaftshandelns werden, nur der rational-soziologischen, nach verstehbaren Motiven forschenden Methode voll erfaßbar seien. Die dritte der obigen Auffassungen ist eine Zusammenfügung eines bestimmten Ausschnitts aus der beschreibenden und erklärenden Wirtschaftswissenschaft mit einem bestimmten Ausschnitt aus der beschreibenden und erklärenden Landschaftswissenschaft, die ebenfalls abzulehnen ist. Für Haußleiter hat die Wirtschaftsgeographie nur Berechtigung als ein integrierender Teil derjenigen Gesamtgeographie, die die Landschaft in den Mittelpunkt ihrer Forschung und Darstellung setzt. Wirtschaftsgeographie ist demnach der Teil der Geographie, der die durch die Wirtschaft erzeugten Teile der Landschaft beschreibt und erklärt, wobei die Erklärung nicht nur nach naturwissenschaftlicher, sondern in den eben umrissenen Fällen vielmehr nach sozialwissenschaftlicher Methode zu erfolgen und alle, die unmittelbar erdgebundenen wie die nicht unmittelbar erdgebundenen genetischen Faktoren zu berücksichtigen hat. Ich glaube, Haußleiter in dieser Auffassung im wesentlichen beistimmen zu müssen. Er läßt allerdings als wirtschaftliche Teile der Landschaft nur die sichtbaren Erscheinungsformen, sozusagen die faustdicken Tatsachen gelten, während ich auch geistige Erscheinungen, sofern sie nur zum

Wesen der Landschaft gehören, nicht von vornherein ausschalten möchte.

Aus diesem Grunde kann ich ihm auch nicht folgen, wenn er eine Politische Geographie, weil sie einen nicht sichtbaren Gegenstand behandle, als integrierenden Bestandteil der Gesamtgeographie überhaupt nicht gelten läßt und dieselbe ausschließlich der empirischen Staatslehre vorbehält, die an die staatlichen Erscheinungen vor allem mit der soziologischen Fragestellung herantrete: „Wie ist die Unterordnung von Menschen unter andere Menschen, die politische Herrschaftsgewalt ausüben, und wie ist das Handeln jener Herrschenden zu erklären?", und nur in einem ergänzenden Teil sich der naturwissenschaftlichen Untersuchung unmittelbarer physiologischer und psychologischer Natureinwirkung auf die Gestaltung des politischen Handelns der Menschen bedienen könne. Es ist durchaus möglich, die Politische Geographie als Teil einer auf den Landschaftsbegriff aufgebauten Geographie zu begründen. Aus der eben skizzierten Grundauffassung heraus bekämpft Hausleiter die Theorie Kjelléns, der im Staat einen biologischen Organismus und zugleich ein vernünftiges Kulturwesen sah. Er bekämpft auch die Ziele der Zeitschrift für Geopolitik, soweit sie in der Geopolitik nicht nur eine Kunstlehre sieht, die den Staatsbürgern, nachdem die Richtlinien der Außenpolitik zunächst erst einmal nach rein subjektivem, von der Wissenschaft nicht beeinflußbarem Ermessen festgelegt sind, Material im Interesse der möglichst leichten Erreichbarkeit dieser Ziele und der zweckentsprechenden Wahl der Mittel an die Hand geben will. Haußleiter hat durchaus recht, wenn er sagt: „Die Organismustheorie ist somit für den sozialwissenschaftlichen, ‚verstehenden' Teil der Staatslehre unbrauchbar, denn nachempfindend ‚verstehen' können wir nur einzelmenschliches Verhalten, aber nicht das Wirken von Naturkräften." Aber der Staat ist eben allein nach der rational-soziologischen Methode überhaupt nicht vollständig zu fassen. Die arithmetische Summe aller auf bestimmte politische Motivationstypen eingestellten Franzosen ergibt nicht restlos den Staat Frankreich. Das geht schon daraus hervor, daß das außenpolitische Handeln Frankreichs nicht mit dem Wechsel der Regierungsparteien, die ja nach bestimmten, aber ganz verschiedenen Motiven zu arbeiten bestrebt sind, gleichzeitig einen grundlegenden Wandel erfährt. Zur Bekräftigung sei hier sogleich ein Abschnitt aus dem unten besprochenen Buch von Alverdes zitiert: „In der Massenpsychologie gilt bekanntlich der Satz: Das Ganze ist nicht die Summe der Teile. Dies will besagen, daß man durch Addition der Leistungen der isolierten Teile niemals das Ergebnis des Zusammenwirkens der vereinigten Teile erschließen kann. Die Massen- oder Kollektivhandlung M entsteht also nicht durch eine Summation der Einzelhandlungen der Personen A, B, C, sondern aus dem gemeinsamen Wirken ergibt sich ein Resultat besonderer Art. Nicht also ist $M = f(A) + f(B) + f(C)$, sondern $M = f(A, B, C)$." Der kollektivistische Begriff von Staat, wie ihn die Gesichtswissenschaft seit alters verwendet, deckt sich nicht mit dem Summationsbegriff vom Staat, wie ihn die rationalistische Soziologie zu pflegen sucht. Geopolitik ist meiner Auffassung nach weder ein Teil der Geographie — sie deckt sich also nicht mit dem Begriff Politische Geographie, und die von anderer Seite versuchte Unterstellung, daß das Wort in Deutschland nur eine auf äußere Wirkung berechnete Namensänderung bedeute, ist scharf zurückzuweisen —, noch eine ausschließliche Domäne der rationalen Soziologie. Sie ist ein Grenzbereich, in dem die Gebiete der Geographie, der Geschichte und der empirischen Staatslehre zusammenstoßen, das sowohl nach rational-soziologischen als auch nach biologischen wie ebenso auch historischen Methoden bearbeitet werden muß. Es ist möglich, daß die Geopolitik später einmal, wenn es eine wohlausgebaute Staatslehre geben wird, sachlich allein zu dieser ge-

[ze]ichnet werden muß. So lange eine solche fehlt, [fä]llt die Geopolitik, indem sie die — biologi[sc]he oder motivische — Erdgebundenheit im [Le]ben der Staaten verfolgt, eine empfindliche [Lü]cke.

[Sc]hmidt, P. H. Wirtschaftsforschung und Geographie. Jena 1925. Gustav Fischer. IX und 239 S.

Der Wert dieser ausführlichen methodischen [Ar]beit, die, obwohl von einem Nichtgeographen [ge]schrieben, doch an vielen Stellen überaus an[er]kennende Worte bezüglich der Riesenaufgabe [en]thält, die die Geographie im Chor der Wissen[sc]haften erfüllt, scheint mir in der gründlichen [hi]storischen Übersicht über die wirtschafts[th]eoretischen Anschauungen seit dem Zeitalter [de]r Merkantilisten zu liegen. Eine solche Über[si]cht mußte sich der Geograph und Geopolitiker [bi]sher von ihm fern liegenden Stellen mühsam [zu]sammensuchen. Sie nimmt zwei Drittel des [ga]nzen Buches ein. Gerade dieses Umfangs [we]gen wäre aber einerseits eine klare Zuschnei[du]ng auf das Thema: Die methodische Unter[su]chung der Beziehungen zwischen der Wirt[sc]haftswissenschaft und der Geographie nötig [ge]wesen. Eine solche fehlt. Manche Abschnitte [le]sen sich, als ob sie einem Abriß der Geschichte [de]r Völkerkunde, andere als ob sie einem sol[ch]en der Geschichte der philosophierenden [St]aatslehre angehörten. Andererseits hätte eine [gr]ündliche Würdigung neuerer Auffassungen [vo]m Wesen der Wirtschaftsgeographie, wie sie [z.] B. von Schlüter, Hassert, Scheu, [G]reißler, Dove, Rühl und Lütgens ge[äu]ßert worden sind, und wie sie in mustergül[ti]ger knapper Form in dem ersten der vorbe[sp]rochenen Aufsätze von Haußleiter darge[st]ellt sind, nicht fehlen dürfen. Der eigent[li]che aktuell-methodische Kern des Buches ist [vo]ller innerer Widersprüche. Als Aufgabe der [W]irtschaftsgeographie wird in ihm meist die [U]ntersuchung der räumlichen Verbreitung der [w]irtschaftlichen Erscheinungen auf der Erde [be]trachtet. Wie recht wir oben daran taten, zusammen mit Haußleiter diese Auffassung von der Wirtschaftsgeographie abzulehnen, bemerken wir, wenn wir Verfasser hier vom Standpunkt seiner Auffassung darüber klagen hören, daß die Geographen bisher die räumliche Verbreitung und Differenzierung des Geldes und Kapitals, der Banken und Börsen außer Acht gelassen haben, und wenn wir ihn daraus die Folgerung ziehen sehen (S. 166): „So klafft zwischen der Aufgabe, die die heutige Wirtschaftsgeographie sich stellt und der Art, wie sie der Aufgabe gerecht wird, eine weite Kluft!“ An anderen Stellen wieder wird der Wirtschaftsgeographie lediglich ein beziehungswissenschaftlicher Charakter zugewiesen, d h. behauptet, daß ihr ein eigenes Stoffgebiet mangele (S. 175). Von diesem Standpunkt aus wird gesagt, der Geographie im ganzen eigne eine besondere Methode der Tatsachenverknüpfung, eben die der räumlichen Kausalbeziehungen (d. h. die chorologische). Gleich darauf aber wird — sehr mit Recht, aber im Widerspruch mit dem Vorgehenden und Folgenden — bemerkt, daß auch andere Wissenschaften die chorologische Methode anwenden können (besser: müssen): „Die räumliche Betrachtung ist ihre (d. h. der Geographie) eigene, ihr allein eigentümliche Methode. Diese Methode ist es, die ihr als Wissenschaft ihre Wesensart aufdrückt . . . Ja, für jeden hat sie eine Gabe, denn der geographischen Methode kann sich jede Wissenschaft bedienen, der an der Erkenntnis der räumlichen Verbreitung ihrer Gegenstände auf der Erde etwas gelegen ist. So steht die Geographie als eigene selbständige Wissenschaft da und entfaltet zugleich eine eigene selbständige Methode.“ (S 176.) Schließlich schleicht sich an einer Stelle noch eine dritte im übrigen aber gänzlich undiskutiert gelassene Auffassung vom Wesen der Wirtschaftsgeographie ein, die, welche wir oben mit Haußleiter bevorzugten, die an der Landschaft orientierte (S. 168): „Weniger noch als etwa die Tiergeographie kann der Geograph die Wirtschaftsgeographie

als Zweck seines Wissens preisgeben, denn die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen greift viel tiefer ein in das Bild der Landschaft, als es die Tiere je vermochten."

Sapper, K. Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. Leipzig und Berlin 1925. B. G. Teubner. VI und 300 S. M. 12,—.

Unter Wirtschaft versteht Verfasser unter Berufung auf R. Lütgens „Die Lehre von den Wechselwirkungen zwischen dem Erdraum mit seiner Erfüllung und dem wirtschaftenden Menschen". Es handelt sich somit um die oben (s. Haußleiter) an dritter Stelle genannte Auffassung vom Wesen der Wirtschaftsgeographie, die wir ablehnen zu müssen glauben. Aus ihr heraus ist es wohl zu erklären, daß gewisse landschaftlich überaus wesentliche Erscheinungen, wie Gewerbe und Industrie, die Landbauzonen, die Fruchtfolgen und Anbaumethoden unseres Klimareiches, nur überaus knappe Behandlung finden. Aber diese Ausstellungen vermögen den hervorragenden sachlichen Wert dieses überaus inhaltreichen Werkes, das aufs eindrucksvollste von einer nunmehr bald 40-jährigen Gelehrtenarbeit in den Tropen und in der Heimat zeugt, nur wenig zu schmälern. Im ersten Kapitel werden die Tatsachen der Allgemeinen Physischen Geographie knapp mit klarer Beziehung auf den wirtschaftenden Menschen abgehandelt. In ihm verdient die ausführliche Besprechung der außertropischen und tropischen Nutzpflanzen wegen ihrer vielseitigen, großenteils auf eigene Erfahrung gegründeten neuen Bemerkungen besondere Hervorhebung. Aus dem zweiten Kapitel: „Der Mensch als wirtschaftendes Wesen" sei auf die Abschnitte „Akklimatisationsfähigkeit des Menschen", „Arbeitergewinnung", „Behandlung farbiger Arbeiter in den Tropen" hingewiesen, die reiche praktische Hinweise und Ratschläge enthalten. In ihm wird die Lehre Ed. Hahns vom Hackbau durch Ausscheidung zweier weiterer Stufen des niederen Feldbaus, des Grabstockbaus und des Pflanzstockbaus bereichert. Dieselben werden auf der beigegebenen „Wirtschaftlichen Ausnützungskarte der Erde" (S. 124) in ihrer räumlichen Verbreitung dargestellt. In ihr und im Text hätte sich vielleicht eine Unterteilung des Pflugbaus in Hakenpflugbau und Räder-(Karren-)Pflugbau empfohlen. Es folgen die relativ kurzen Kapitel: Übersicht der Gütererzeugung, der Handel, der Verkehr. Unter den beigegebenen 70 kartographischen Darstellungen, die zum Teil der im gleichen Verlag erschienenen Länderkunde von A. Hettner entnommen sind, verdienen die völlig neuen wirtschaftsgeographischen Karten der Erdteile, die G. Heise entworfen hat, besondere Hervorhebung. Allerdings leiden sie wegen der Fülle des Dargestellten an einer gewissen Unübersichtlichkeit, enthalten sie doch bis 48 verschiedene Signaturen. Aber eine bessere Ausführung solcher Wirtschaftskarten, noch dazu in Schwarzdruck, dürfte eine Aufgabe sein, die der Quadratur des Zirkels gleicht. Schade, daß der Verlag beim Druck zwei Arten von Typen verschiedener Größe gewählt hat, so daß äußerlich der Eindruck größerer und geringerer Wichtigkeit der in Wirklichkeit überall gleich bedeutungsvollen Ausführungen Sappers erweckt wird!

Levy, H. Die Grundlagen der Weltwirtschaft. Eine Einführung in das internationale Wirtschaftsleben. X und 185 S. Leipzig und Berlin 1924. B. G. Teubner M. 5,—.

Der unsern Lesern durch mehrfache Beiträge bekannte Verfasser (Z. f. G. 1924, S. 289, 533; 1925, S. 576) gibt hier auf Grund eines gewaltigen Wissens in das vielverschlungene und in seinen Zusammenhängen rasch wechselnde Getriebe der Weltwirtschaft eine kurze Einführung, deren Grundgedanke eingedenk eines als Motto vorangesetzten Wortes von Friedrich List die Idee der internationalen Arbeitsteilung, ihrer Ergründung und Begründung ist, wobei unter diesem Gesichtspunkt nicht nur der Güteraustausch, sondern auch der Menschen- und Arbeitsaustausch erfaßt wird. Mit dem Prinzi

r Weltwirtschaft steht in Widerstreit das rade in der Nachkriegszeit wieder überall auf r Erde in den Vordergrund getretene Prinzip r Nationalen Wirtschaft, das den eigenen aat möglichst völlig zum Alleinträger der sich gänzenden wirtschaftlichen Einzelprozesse achen möchte. Levy erhofft als Frucht seiner nfassenden Arbeit „die wachsende Erkenntnis n der Notwendigkeit weltwirtschaftlicher egenseitigkeit und der Respektierung der ternationalen Handelsbeziehungen". Der Wieeraufbau der Weltwirtschaft aus dem Chaos er Jetztzeit muß von der Erkenntnis ausgehen, aß durch machtpolitische Bestrebungen, welche e Voraussetzungen weltwirtschaftlicher Gemeinhaftlichkeit übersehen zu können glauben, ne Gesundung der internationalen Wirtschaft cht zu erreichen ist. Als erstes Mittel zu ner solchen empfiehlt Levy die Wiederherellung der Kreditwürdigkeit der besiegten oder nst wirtschaftlich desorganisierten Länder und amit den finanziellen Wiederaufbau der vermten Gebiete sowie die Paralysierung der uneilvollen wirtschaftlichen Folgen der neuen renzziehungen, die Produktionsgebiete von ren Rohstofflagern und Absatzräumen gehieden haben, durch entsprechende interationale Vereinbarungen.

sbahr, W., Handkarte zur Wirtschafts- und Verkehrsgeographie der Welt. Mittelpunktsmaßstab ca. 1 : 96 000 000. Karl Chun, Berlin W. 35. 3. Aufl. M. 0,80.

Die handliche und recht übersichtliche farbige arte stellt in Flächenkolorit 6 Landbauzonen „Kulturzonen"), je 2 Gemäßigt-warme, Subopische und Tropische dar. Wegen dieser lächendarstellung ist es zu bedauern, daß der Merkatorentwurf gewählt wurde. Mit farbigen trich-, Punkt- und Buchstabensignaturen sind ie Gewinnungsräume von Nahrungs- und Geußmitteln, industriellen Rohstoffen u. a. eingetragen.

tto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 68. Ausgabe, 1925, neu bearbeitet von E. Würzburger und W. Grävell. XI u. 158 S. Wien 1925. L. W. Seidel & Sohn. M. 6,00.

Gegenüber der in der Z. f. G. 1924 S. 737 f. besprochenen 67. Ausgabe ist je eine kurze „Übersicht über die Weinernten und die Hopfen-, Kakao-, Kaffee- und Teeproduktion wichtiger Länder" sowie über die „Weltproduktion von Wolle, Baumwolle, Flachs, Hanf, Jute, Seide und Tabak 1913—1923" hinzugekommen. Von befreundeter Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Berechnung der Erdbevölkerung für 1910/11 (S. 35/36) immer noch die Bevölkerung Kongreßpolens und Finnlands vergessen ist, so daß sich die Gesamtbevölkerung Europas für diesen Zeitraum nur zu rund 417 statt zu etwa 450 Millionen ergibt.

Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1924, fortgeführt von H. Haug. 17. Jahrg. Stuttgart 1925. Carl Krabbes Verlag. 360 S. M. 10,00.

Eine chronistische Darstellung der wichtigsten inner- und außenpolitischen Ereignisse, eine ungemein fleißige Leistung eines Einzelnen. Die Ausführungen über das Deutsche Reich und seine Gliedstaaten füllen 271 Seiten und halten sich in bemerkenswerter Weise von parteipolitischer Einstellung frei. Die Fortführung dieser Jahresübersichten könnte eine ansehnliche Materialsammlung, auch für geopolitische Zwecke, werden. Vorläufig sind sie, was auch im Interesse der politischen Blickweite der Leser zu bedauern ist, zu europazentrisch eingestellt. Entfallen doch auf die außereuropäischen Erdteile nur 18 inhaltlich dürftige Seiten, wobei noch zu bedenken ist, daß kolonialgeschichtliche Tatsachen nicht etwa im Zusammenhang mit den europäischen Herrenländern registriert sind.

Alverdes, Fr., Tiersoziologie. Forsch. zur Völkerpsychologie u. Soziologie, herausgeg. von R. Thurnwald. Bd. 1. Leipzig 1925. C. L. Hirschfeld. VIII u. 152 S. M. 4,80. (Vgl. Z. f. G. 1925, S. 527.)

Auf Grund von mühevollen Spezialstudien an

der Hand der neuesten Literatur, selbst Reisewerken, wird in knapper, allgemein verständlicher Form das Wichtigste zusammengetragen, was über die Gesellung der Tiere bekannt ist. Der Stoff ist in eine Spezielle und eine Allgemeine Tiersoziologie gegliedert, welch letztere hier überhaupt erstmalig versucht wird. Hohe Bedeutung erhält diese Arbeit vor allem dadurch, daß sie konsequent unter den Gesichtspunkt einer Allgemeinen Vergleichenden Soziologie gestellt ist. Die hier zu Wort kommende Richtung der Soziologie ist der Antipode der von Haußleiter (s. o.) vertretenen rationalistisch gerichteten Soziologie. Wir können sie die biologische nennen. Es seien aus dem Schlußkapitel „Zur Sozialbiologie des Menschen" einige Stellen zitiert, die schlaglichtartig Haußleiters Stellung zur biologischen Staatsauffassung Kjelléns und zur Geopolitik beleuchten, wenn sie auch nicht auf sie gemünzt sind, und daher in ihren Vordersätzen zum Teil in andere Richtung weisen: „So wäre es denn ein großer Irrtum, wenn man glauben wollte, die menschlichen Institutionen wie Staat, Religion, Ehe usw. seien rein die Produkte der ‚Willkür', irgendwann und irgendwo zufällig ersonnen von einem Herrscher oder einer herrschenden Gruppe zu eigener Bequemlichkeit oder zu eigenem Vorteil. Wäre dem so, wären diese Institutionen nicht basiert auf der ganzen inneren Organisation des Menschen, seiner gesamten Instinkt- und Triebwelt, dann wären sie längst wie eine beliebige Modetorheit verschwunden und der Vergessenheit anheimgefallen. Daß sie, wenn auch in wechselnder äußerer Einkleidung, sich stets forterhalten haben, ist der beste Beweis für ihre Naturgebundenheit" (S. 133). „Soziale Geschöpfe müssen immer einen Verband bilden, der beim Menschen und bei vielen Tieren in der Weise organisiert ist, daß eine abgestufte Rangordnung ausgebildet wird, und daß ein Individuum oder deren mehrere eine Führerrolle übernehmen; mit dem Herrschinstinkt des Überlegenen korrespondiert ein Subordinationsinstinkt des Untergeordneten" (S. 135). „Bekanntlich hat der Mensch die Tendenz, die Impulse zu Handlungen, welche ja alle letzten Endes aus dem Unbekannten, Unerforschbaren entspringen, ex post rational zu ‚erklären'. Und dieses Kunststück gelingt ohne weiteres infolge unserer weitgehenden Angepaßtheit an das Milieu (die wir mit allen Organismen teilen!), ohne daß wir uns im allgemeinen bewußt werden, wie viele Deutungen unsere Handlungen meist zulassen, und daß es ein Leichtes wäre, für eine jede derselben ein ganzes Motivbündel aufzuzeigen" (S. 8).

Lautensach.

Clemens Schneider, Bodenkultur u. Binnenwirtschaft. Statische Untersuchungen über die Beziehungen von Industrie, Handel u. Landwirtschaft des In- u. Auslandes und die Wiederherstellung des wirtschaftlichen Gleichgewichts im Wege des Bodenkulturprojektes. Helwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover 1925.

Das Thema des Buches ist jetzt zeitgemäß und dürfte gerade bei den Lesern unserer Zeitschrift besonderes Interesse finden: Wurde doch gerade an dieser Stelle durch verschiedene Aufsätze nachgewiesen, wie nach dem Kriege die wirtschaftlichen Strebungen großer Erdräume (Ostasien, Amerika-Rußland) zur Abrundung ihres inneren wirtschaftlichen Kreislaufs drängen. Die alten Industrieländer werden zur Umstellung gezwungen, da sich die bisherigen Rohstoffländer ihre eigene Industrie schaffen, Landwirtschaft und Industrie dürfen sich als Grundpfeiler jeder volkswirtschaftlichen Produktion nicht mehr bekämpfen, sie sind gerade bei den jetzt sich durchsetzenden wirtschaftspolitischen Tendenzen mehr als je aufeinander angewiesen und überall ist eines der dringendsten Probleme zu untersuchen, wie durch die Industrialisierung der Landwirtschaft und durch gesteigerte Bodenkultur die Bedürfnisse der Binnenwirtschaft befriedigt werden können.

Auch Schneider fordert in seinem Buche die

rgänzung von Industrie und Landwirtschaft. uch er stellt als höchstes Ziel für die deutsche andwirtschaft die Ernährung des deutschen olkes durch die eigene Scholle auf. Schneider rdert eine mit allen wissenschaftlichen Hilfsitteln durchgeführte Bodenkultur und die lbständigmachung der deutschen Wirtschaft. n Zusammenhang damit lehnt er die nach dem ollar orientierte Währung ab und verlangt ne „Lebensmittelwährung", die uns vom Weltarkt unabhängig machen wird. Endlich bringt Ausführungen über die Beziehung der Bodenform zur Bodenkultur, über das Verhältnis on Ethik, Pädagogik und Kunst zur Bodenultur sowie über Arbeiterschaft und Bodenultur — und dies alles auf insgesamt 63 Seiten. Venn wir auch nicht bestreiten wollen, daß ürze meist und auch in diesem Falle ein roßer Vorteil ist, so müssen wir doch betonen, aß die Probleme von Schneider nur angedeutet nd nicht behandelt worden sind. Mit der issenschaftlichen Begründung der Behauptunen und Forderungen, mit denen wir zum roßen Teil an sich einverstanden sind, können ir uns jedoch nicht zufrieden geben. Die Beandlung der schwierigen Währungsfrage kann icht auf 6 Seiten unter Berufung auf Artikel, elche in der Lehrerzeitung erschienen sind, bgetan werden. Ebensowenig überzeugend sind n diesem Zusammenhang die Behauptungen ber unser Verhältnis zu den Kolonien und zur 'ürkei, um so weniger, als die Ausführungen um eigentlichen Thema nicht gehören.

Wir sind der Überzeugung, daß eine wissenschaftliche Literatur über die vom Verfasser angedeuteten Fragen fehlt oder sich zum mindesten in Deutschland nicht die allgemeine Bedeutung zu verschaffen gewußt hat, welche sie verdient. In Amerika ist die Erkenntnis, daß die Landwirtschaft die Grundindustrie des Landes ist, Gemeingut des ganzen Volkes. Dort wird von der Regierung durch obligatorischen landwirtschaftlichen Unterricht in allen Schulen und durch planmäßige Aufklärung in den Zeitungen das Verständnis für landwirtschaftliche Fragen auch in den städtischen Kreisen gefördert. Bei unseren Gebildeten fehlt diese Aufklärung und auch die Wissenschaft nimmt sich im Verhältnis zu ihren allgemeinen theoretischen Leistungen dieser für die Volkswirtschaft so wichtigen Fragen zu wenig an. Gerade im Unterschiede zu den Ausführungen von Schneider ist leider festzustellen, daß durch unsere Wirtschaftspolitik die Landwirte zur extensiven Wirtschaft gezwungen werden, daß gerade diejenigen, welche eine intensivere Bewirtschaftung wagten, in geldliche Schwierigkeiten kommen mußten, und wir hiermit im Gegensatz stehen zu der wirtschaftlichen Entwicklung in allen anderen Wirtschaftsgebieten der Erde. Die Behandlung dieser Fragen auf Grund der neuesten statistischen zuverlässigen Unterlagen ist ein Bedürfnis und eine gerade für den Geopolitiker lohnende Aufgabe, die bei zweckmäßiger Lösung die Teilnahme aller wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Kreise finden wird.

Dr. Max Spandau.

Infolge Nichteingangs einer Korrektursendung blieben im Aufsatz Emil Trinkler, Die indische Nordwestgrenze, Heft 4, folgende Druckfehler unkorrigiert:

Seite	Zeile			
Seite 285,	Zeile 5	von unten	Tachit-i-Suleiman statt Tacht-i-Suleiman
„ 285,	„ 3	„ „	Eruptionsgesteinen statt Eruptivgesteinen
„ 286,	„ 13	„ oben	Muksan-Paß statt Nuksan-Paß
„ 289,	„ 17	„ „	Schaibar-Tal statt Khaiber-Thal
„ 292,	„ 16	„ „	Bajaur Strat statt Bajaur Swat

Verantwortlich sind: Dr. F. Hesse, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Prof. Dr. K. Haushofer, München, Arcisstraße 30 / Prof. Dr. E. Obst, Hannover, Scharnhorststr. 14 / Studienrat Dr. H. Lautensach, Hannover, Freiligrathstr. 9 / Professor Dr. Maull, Frankfurt/Main, Franz Rückerstraße 23 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Saladruck Zieger & Steinkopf, Berlin SO 16, Köpenicker Str. 114.